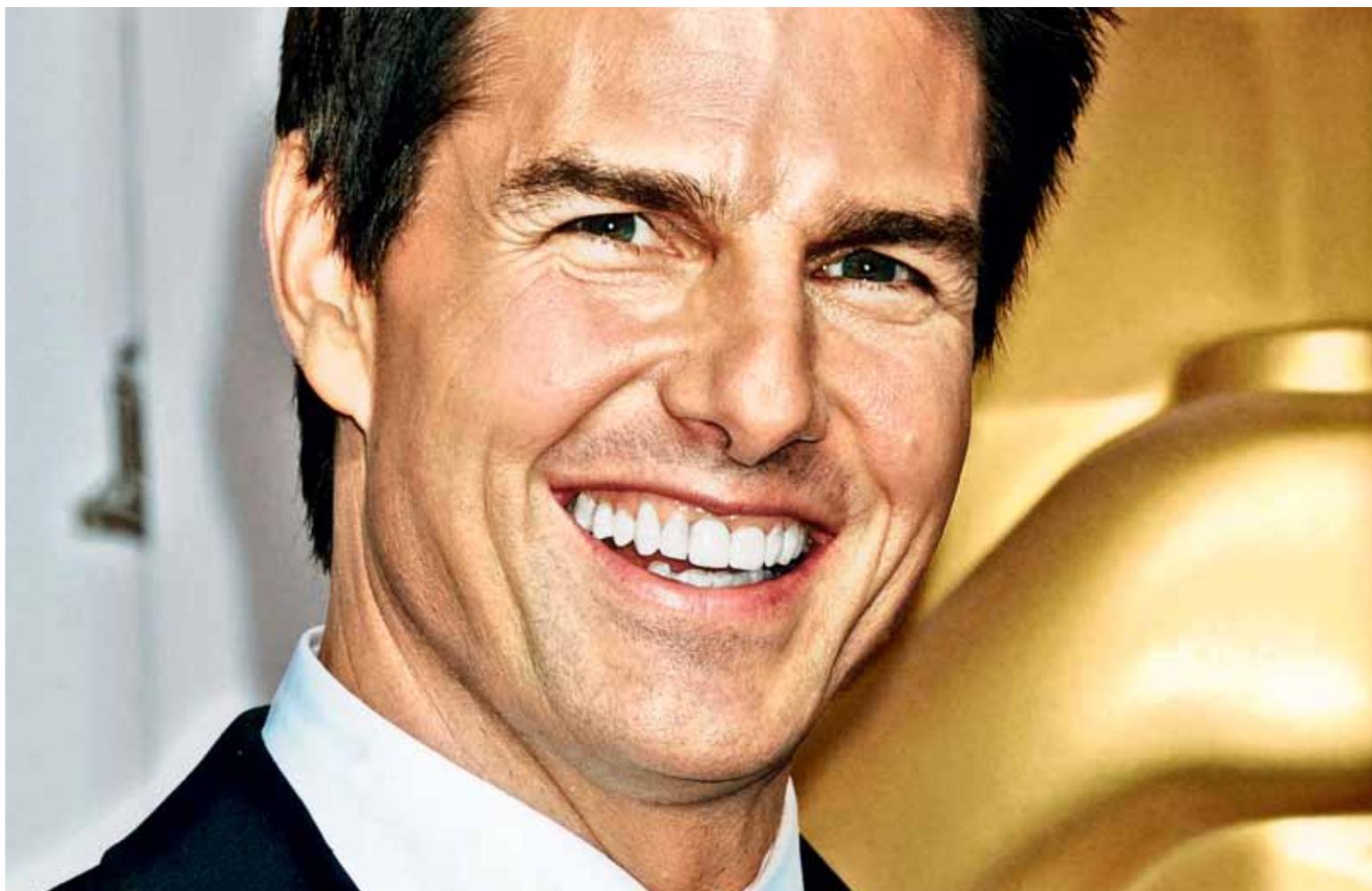


DIE WELTWOCH



Das sorgenreiche Leben des Tom Cruise

Schwere Jugend, kaputte Ehen, Scientology: Warum man den Hollywood-Star trotzdem nicht verteufeln sollte. *Von Lars Jensen*

Kranker Riese China

Peking ringt mit gewaltigen Herausforderungen. *Von Jonathan Fenby*

Die Süsswasser-Kapitäne

Das merkwürdige Geschäftsgebaren der Zürcher Schifffahrtsgesellschaft.
Von Lucien Scherrer



Intern

Der Bundesrat hat am vergangenen Mittwoch Serge Gaillard zum neuen Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung ernannt. Es ist der bemerkenswerte Karrierehöhepunkt des ehemaligen Gewerkschaftschefs. Die *Weltwoche* wollte mehr über diesen erstaunlichen Werdegang erfahren und lud Gaillard zu einem Spaziergang in Bern ein. Der in Zürich wohnende Gaillard hatte aber nur noch am Samstag Zeit.



Waldspaziergang: Gaillard (r.) und Schwab.

Da das Wochenende in Zürich dank zweier Musikfestivals mit Begleitprogramm sehr laut zu werden drohte, schlug Redaktor Florian Schwab vor, sich in der Stille des Waldes über Zürich zu einem wirtschaftspolitischen Gespräch zu treffen. Die Bundesfinanzen sind bei Gaillard wohl nicht in den schlechtesten Händen, so das Fazit nach zwei Stunden Spaziergang und einem Kaffee im Sonnenschein. **Seite 28**

«Die meisten Beamten leisten gute Arbeit und sind korrekt», sagt Ivo Muri. Dass ausgerechnet er das sagt, ist bemerkenswert. Der IT-Unternehmer aus dem luzernischen Sursee, einst mit dem Jungunternehmerpreis des Kantons ausgezeichnet, ist wiederholt vom Bund geschnitten worden. Obwohl seine Offerten die kostengünstigsten waren, wurden teurere Angebote bevorzugt. Auch musste Muri erleben, dass Beamte aktiv Konkurrenzunternehmen aufbauten – für die Herstellung und Lieferung von Produkten, die seine Firma längst entwickelt hatte. Die Erfahrungen des innovativen Unternehmers lassen erahnen, wie verfilzt das Berner Beschaffungswesen ist. Was Inlandchef Philipp Gut aber am meisten erstaunte: Von

Verbitterung merkt man bei Muri nichts. Er ist eher verwundert darüber, dass es offensichtlich bis heute nicht gelingt, die verwobenen Strukturen aufzulösen. **Seite 20**

Wer die Mächtigen kritisiert, wird oft als Spinner abgeschrieben. So auch Leo Ullmann: Der 69-jährige Schiffshändler liefert sich einen Kleinkrieg mit der Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft (ZSG), die den Zürichsee dank Dumpingpreisen allein beherrscht. Als Lucien Scherrer mit Ullmann eine Rundfahrt auf dem ZSG-Schiff «Panta Rhei» unternahm, traf er keinen verbohrtten Querulanten, sondern einen humorvollen Alt-68er, der dem Prinzip «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» huldigt. Dass die ZSG ihren Kritiker mit fragwürdigen Argumenten juristisch verfolgen lässt, wirft ein schräges Licht auf das Unternehmen, das von Steuergeldern lebt und mit Prozessen von den eigenen Problemen ablenkt. **Seite 24**

Dass diese Zeitung eine Art Ehrenrettung für den WWF schreibt, mag auf den ersten Blick erstaunen. Der WWF steht in der Kritik, gemeinsame Sache mit Weltkonzernen zu machen und deren Naturfrevel mit anspruchlosen Zertifikaten grünzuwaschen. Aber man muss die Naturschutzorganisation in Schutz nehmen. Es ist unbestritten, dass viele Naturräume dieser Erde in Gefahr und viele Tier- und Pflanzenarten vom Verschwinden bedroht sind. Die Natur kann nur dann geschützt werden, wenn alle, die ein Interesse an ihr haben, sich Verhaltensregeln auferlegen. Der WWF setzt auf Kooperation statt Konfrontation mit der Wirtschaft und hat so viel Gutes für die Natur erreicht. Diese Strategie gilt es gegen die Kritik aus fundamental kapitalismuseindlicher Ecke zu verteidigen. **Seite 30**

Ihre Weltwoche

Wann ist es Zeit für eine ganz persönliche Beratung?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Pearlie Frisch (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



«Banker»

Es gibt eine Diskriminierung gegen die Minderheit der Leistungseliten. Roma und Weltwoche. Von Roger Köppel

Natürlich wird der britische Libor-«Skandal» Tendenzen der Selbstzerfleischung gegen die Bankenindustrie befördern. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Die Zinsmanipulatoren von Barclays und ihre Helfer haben verwerflich gehandelt. Sie haben ihre Pflichten verletzt, sie gehören bestraft. Allerdings bleibe ich misstrauisch angesichts der schrillen Stimmen, die sich jetzt wieder pauschal gegen die Bankenindustrie erheben. Tatsache ist: Die Finanzindustrie ist wie alle anderen Industrien fehleranfällig. Sie wurde bejubelt, solange sie gewaltige Gewinne produzierte und den Staat mit Steuern (auch auf den ungeliebten Boni) versorgte. Heute wird sie pauschal verteufelt, weil sie den Illusionen nicht gerecht wurde, die man bis vor kurzem in sie hineinprojizierte. Die Gunst der Masse ist flüchtig.

Was ich bemerkenswert finde: Banken sind, wegen ihres speziellen Geschäftsmodells, zu Ehrlichkeit und Verlässlichkeit verdammt, natürlich auch zum Erfolg. Das gilt sicher für alle Firmen, die wichtige Produkte und Dienstleistungen anbieten, aber bei Banken kommt ein wesentlicher Aspekt hinzu: Wir vertrauen den Banken freiwillig unser Geld an, und das machen wir nur, weil wir, bei allem Misstrauen, am Ende doch das Gefühl haben, dass sie uns nicht hintergehen und unser Eigentum so gut schützen, wie wir es selber täten. Die Tatsache, dass die meisten Leute, die ich kenne, ihr Geld zu Banken bringen, ist Ausdruck eines gewaltigen Vertrauens, das sich die Branche über Jahre und Jahrhunderte erarbeitet hat. Es ist durch die Finanzkrise vorübergehend erschüttert, aber nicht beseitigt worden.

Bankiers müssen genau, anständig, pünktlich, bescheiden, solide und etwas langweilig sein. Sind sie es nicht, werden sie Mühe haben, Geld aufzutreiben, Anleger zu finden. Die meisten Bankangestellten, die ich kenne, entsprechen ungefähr diesem Profil. Ich bin überzeugt, dass sie täglich hervorragende und aufopferungsvolle Arbeit für ihre Kunden leisten, die zu wenig anerkannt und überschattet wird von den Ausschweifungen einiger weniger Exponenten der Branche, die konsequenterweise allmählich abtreten müssen. Aktuelles Beispiel ist der ehemalige Barclays-Chef Bob Diamond, der trotz schlechter Performance im letzten Jahr ein Salär zwischen zehn und zwanzig Millionen Pfund abschöpfte – «zu



Die Gunst der Masse ist flüchtig.

viel Holz», wie sich ein Schweizer Kollege zu Recht ausdrückte. Diamond musste letzte Woche unter Druck von seinem Posten weichen.

So sehr es richtig ist, Missstände im Finanzsektor anzuprangern und zu beheben: Mir wird es unwohl beim anhaltenden Sperrfeuer, das gegen die Banken und andere Manager multinationaler Firmen gerichtet wird. Die Libor-Affäre wird die feindselige Ablehnung verstärken. Kürzlich hatte ich ein Mittagessen mit dem Chef einer grossen Schweizer Firma im Finanzsektor. Am Ende fragte er mich, wie sich ein Topmanager heute korrekt verhalten könne, wenn Medien überall nur «Abzocker» und «machtgierige Egomane» sehen. Die Antwort fällt differenziert und wenig spektakulär aus: Die Chefs sollen sich auf ihre Arbeit konzentrieren und durch Leistung überzeugen. Integrität und Kompetenz sind die wichtigsten Eigenschaften. Das Publikum hat die Nase voll von Blendern und Stars, die nur ausserhalb ihrer eigentlichen Aufgaben glänzen.

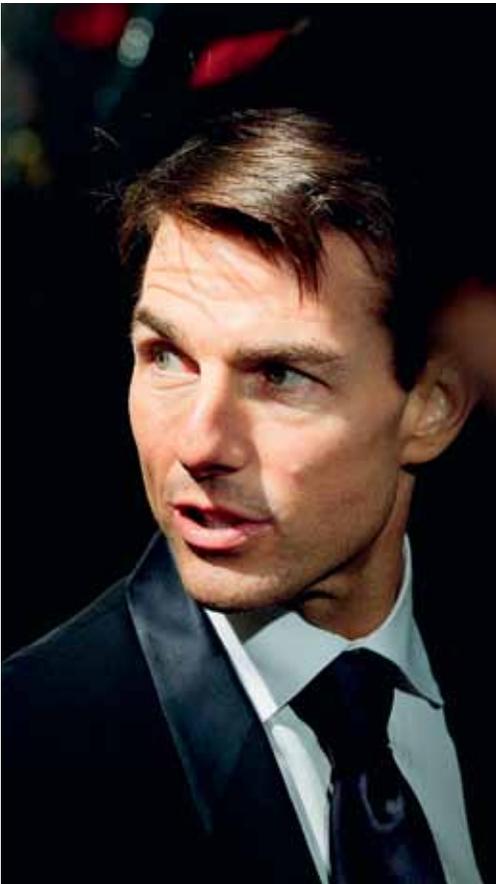
Wir leben in dürrer werdenden Zeiten. Die Verteilungskämpfe verschärfen sich. In Ländern wie Frankreich bewirkt das Feindbild der raffgierigen «Reichen» einen Schub an sozialistischer Politik. Zum Schaden des Landes. Letzte Woche legte Finanzminister Pierre Moscovici ein Programm an neuen Steuererhöhungen vor, unter anderem auf Kapitalerträgen und ausländischem Grundbesitz, während Präsident François Hollande 60 000 neue Lehrer anstellen und das Pensionsalter wieder senken will. Das politische Klima in Europa neigt sich dem verschuldeten Süden und seinen Schlendrian-Rezepten zu. Die Schweiz bleibt, trotz ein paar absurden, antiwirtschaftlichen Abstimmungen in letzter

Zeit, ein Naturschutzgebiet der Freiheit und des marktwirtschaftlichen Denkens. Das muss gepflegt werden und ist nicht selbstverständlich. Skepsis gegenüber «Abzockern» und «Bankern» mag verdientvoll sein: Aber es gibt auch eine Diskriminierung gegen die Minderheit der Leistungseliten, die sich die Schweiz nicht leisten kann. Ohne die Fleissigen und Tüchtigen – viele arbeiten in der Finanzindustrie – kann kein Erfolgsmodell bestehen.

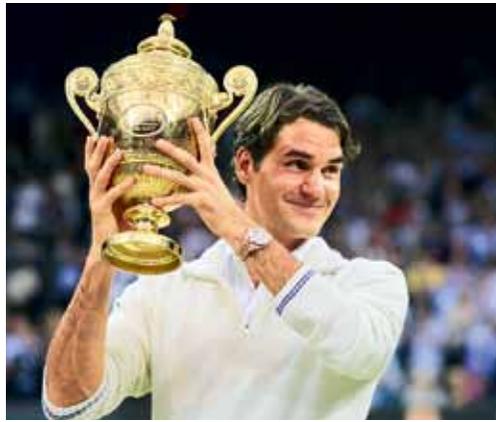
Anfang April dieses Jahres erschien in der Weltwoche ein Bericht über zunehmende Einreisekriminalität osteuropäischer Roma-Banden. Der Befund der aufwendigen Recherche entsprach den offiziellen Warnungen, zum Beispiel einer aus Basel-Stadt: «Die Staatsanwaltschaft und die Polizei weisen [...] darauf hin, dass derzeit wieder vermehrt junge Roma in die Schweiz einreisen und hier Einbrüche in Liegenschaften begehen.» Besonders hervorgehoben im Bericht wurde die Tatsache, dass die straffälligen Roma-Banden Kinder, auch eigene, gezielt für kriminelle Zwecke einsetzen. Zur Illustration wählten wir ein dokumentarisches Titelbild, das einen Roma-Buben zeigte, der mit einer Spielzeugpistole auf den Betrachter zielt. Die Foto drückt auf symbolische Art präzise die im Text dargestellte Problematik aus: den Missbrauch von Kindern in verwehrlosten Umständen.

Der Roma-Bericht löste europaweit feindselige Reaktionen aus. Ein österreichischer Journalist zeigte mich wegen «Rassismus» an. Meiner Einladung, in der Weltwoche einen kritischen Artikel zu publizieren, kam er nicht nach. Den Text habe er gar nicht gelesen, ihm genüge die Titelseite. Die deutsche Schriftstellerin Sibylle Berg beschimpfte die Weltwoche, ohne den Artikel gelesen zu haben, als «neuen Stürmer». Die Schweizer TV-«Tagesschau» berichtete in ihrer Hauptausgabe prominent über die Strafanzeigen. Auf dem britischen Radiosender BBC musste sich mein Kollege Philipp Gut eine Stunde lang gegen den Vorwurf des «Rassismus» zur Wehr setzen.

Anfang Woche sind die Klagen von den zuständigen Staatsanwaltschaften in Österreich und in der Schweiz (Beschwerdefrist läuft) entschieden zurückgewiesen worden. Die Zürcher Staatsanwaltschaft hält in ihrer Einstellungsverfügung fest, dass die Berichterstattung und die Gestaltung des Covers rechtens und nicht rassendiskriminierend gewesen seien. Die Wiener Kollegen streichen hervor, dass gegen die Roma weder «gehetzt» worden sei, noch sie «in einer die Menschenwürde verletzenden Weise» beschrieben worden seien. Ich bin erleichtert, dass die Behörden so klar entschieden haben. Es muss den Zeitungen auch weiterhin erlaubt bleiben, ungeschminkt die Realität darzustellen. Schreiben und zeigen, was ist.



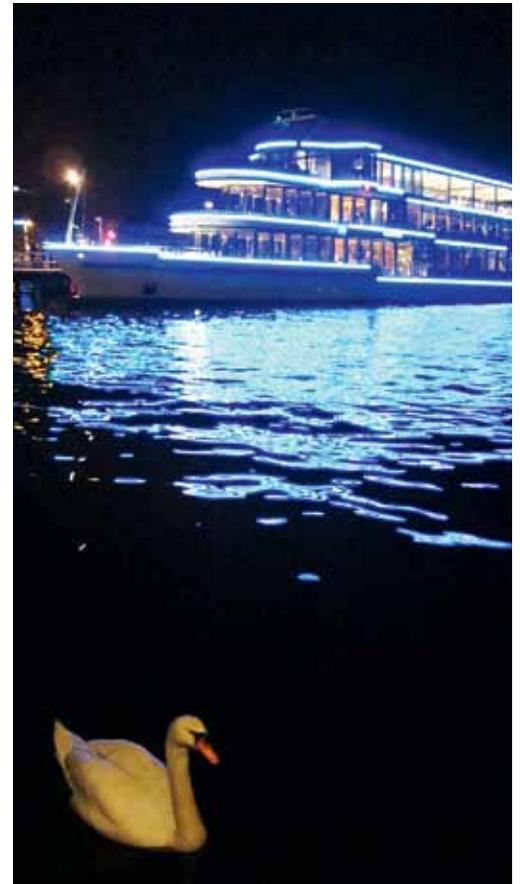
Auf und ab: Filmstar Tom Cruise. Seite 42



Lehrstück: Tennis-Champion Federer. Seite 12



Ehrenrettung: WWF. Seite 30



Viel zu hohe Wellen: «Panta Rhei». Seite 24

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 **Kommentar** Die Schweiz schickt dem IWF 15 Milliarden

9 **Im Auge** Mario Balotelli, Fussballstar

10 **SBB** Überraschendes Bekenntnis zum Strassenverkehr

10 **Film** Subventionierte Sexpleiten

11 **Personenkontrolle** Segmüller, Wieser, Mader, Perrenoud, Estermann, Schneider-Ammann, Renold

11 **Nachruf** Leon Schlumpf, alt Bundesrat

12 Die Formel des Triumphs

Tenniskönig Roger Federer und die Kunst des Comebacks

13 **Pioniere** Ist Federer der grösste Tennisspieler aller Zeiten?

14 **Die Deutschen** Befehl des Muftis

14 **Wirtschaft** Bertrand Piccard – vom Bund subventioniert

15 **Ausland** Wie gut sind die Prognosen zu den US-Wahlen?

16 **Mörgeli** Das Höchste für den Höchsten

16 **Bodenmann** Hat SVP-Amstutz für einmal recht?

17 **Medien** Sportjargon im Journalismus

17 **Kostenkontrolle** 1143 Millionen für alle und Assad

18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Willkür der «Beschaffungskönige»

Die missbrauchte Macht der staatlichen Auftraggeber

22 «Bei uns herrscht Normalbetrieb»

Ablenkungsmanöver des Basler Regierungsrats Wessels

24 Im Reich der Süsswasser-Kapitäne

Das seltsame Gebaren der Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft

28 Mit Serge Gaillard im Wald

Bekenntnisse des Seco-Direktors zur Finanzpolitik

30 Panda im Visier

Was der World Wide Fund for Nature (WWF) richtig macht

34 **Sans-Papiers** Beste Versorgung für illegale Einwanderer

35 **Recycling** Jammern über neue Konkurrenz aus Asien

36 Farbstift der Nation

Carole Hübscher, die neue Präsidentin von Caran d'Ache

38 Hinkender Riese China

Die Volksrepublik steht vor entscheidenden Veränderungen

39 **Karrieren** Der schnelle Fall des Politikers Bo Xilai

40 **Partei** Xi Jinping, der nächste chinesische Staatspräsident

42 Das sorgenvolle Leben des Tom Cruise

Höhen und Tiefen einer einmaligen Filmkarriere

44 Tom der Allmächtige

Warum investiert Tom Cruise Millionen in Scientology?

48 Libor-Sturm im Wasserglas

Die Brandprediger gegen die Finanzindustrie liegen falsch

50 Mondlandung der Teilchenphysik

Was die Entdeckung am Genfer Cern bedeutet



«Ich trinke seit zehn Jahren nicht mehr»: Sängerin Lana Del Rey. Seite 56

Interview

56 «Mein Weg ist gesäumt von Männern»

Die US-Sängerin Lana Del Rey gilt als Star der Stunde im Pop-Business. Gespräch mit der exzentrischen Jungdiva in Montreux

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Diane Kruger, Boudoir-Deutsche

54 Bestseller

54 Leben Sie wohl, Herr Zimmerman!

Bob Dylans Auftritt am Jazz-Festival in Montreux – Brief eines Zeugen

55 Jazz Keith Jarrett (Jan Garbarek, Palle Danielsson, Jon Christensen)

58 Top 10

58 Kino «Sherlock»

59 Fernseh-Kritik «Cover Me»

60 Namen Bewegender Schlussakkord von Opernhaus-Direktor Alexander Pereira

61 MvH Mein Boss

61 Gesellschaft Zum Tod von Regisseurin Nora Ephron

62 Die Besten Der Glanz von Gelbgold

63 Thiel Konvertitenadepten

63 Wein Bibi's Schitzähyyssler 2010

65 Auto Toyota GT 86

66 Hochzeit Simone Glutz und Frank Budweg

Autoren in dieser Ausgabe

Jonathan Fenby



Der 69-jährige britische Journalist und Buchautor war Chefredaktor des Londoner *Observer* und der *South China Morning Post* in Hongkong. Für die *Weltwoche* analysiert der grosse China-Kenner den fundamentalen Wandel, der sich im letzten grossen kommunistischen Staat anbahnt. Seite 38

Lars Jensen



Der freie Journalist Lars Jensen lebt seit vielen Jahren in New York und schreibt regelmässig für das *SZ-Magazin* und den *Stern*. In seinem Beitrag porträtiert er den Hollywood-Superstar Tom Cruise, der – trotz vielen Tiefschlägen – auch mit fünfzig noch ganz hoch im Kurs steht. Seite 42

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Münchhausen-Ökonomie

Von Urs Paul Engeler — Die Schweiz schickt dem IWF wieder 15 Milliarden, damit bankrotte Euro-Länder weiter Schweizer Waren kaufen können: ein Widersinn.



Klammheimlich: Eveline Widmer-Schlumpf.

Löst ein Genosse (Serge Gaillard) einen andern Genossen (Fritz Zurbrügg) auf dem Chefsessel der Eidgenössischen Finanzverwaltung (EFV) ab, dann beruft Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) eine Medienkonferenz ein, die sich über fast zwanzig Minuten hinzieht. Beschliesst die Landesregierung am gleichen Mittwoch, der Nationalbank zu erlauben, dem Internationalen Währungsfonds (IWF) weitere fünfzehn Milliarden Franken zu übersenden, um die weiter wachsenden Schuldenlöcher der Euro-Zone zu stopfen, dann publiziert die gleiche Bundesrätin dies so klammheimlich, dass nicht einmal die beflissene NZZ mit einer kurzen Meldung reagiert.

Entweder will die Finanzministerin, welche diese gewaltige Summe ohne Beschluss der Regierung und des Parlaments bereits fix versprochen hat, das Geschäft rasch und ohne Diskussion hinter den politischen Kulissen abwickeln. Oder sie geht davon aus, dass die Bürger sich mittlerweile an die regelmässigen Milliarden-Zuwendungen an internationale Gremien gewöhnt haben und derart abgestumpft sind, dass die aktuelle 15-Milliarden-Tranche – immerhin ein Viertel des Bundesbudgets – nicht mehr interessiere.

Wie auch immer: Die in einer lakonischen Botschaft dargelegten Gründe für den Milliar-

den-Transfer müssen Besorgnis erregen. Zwar will der Bundesrat glauben machen, das viele gute Schweizer Geld fliesse auf das allgemeine Konto des IWF, und nicht in einen Fonds für die notleidenden Euro-Länder. Doch das ist eher dreist gelogen als naiv gehofft. An anderer Stelle entlarvt er sich selbst, wenn er ausdrücklich schreibt: «Die Aufstockung des Rahmenkredits rechtfertigt sich aufgrund der Eskalation der Schuldenkrise in der Euro-Zone seit Mitte 2011.»

Papiere ohne realen Wert

Das neue Geld ist, direkt oder indirekt, für die maroden Euro-Staaten bestimmt. Dies erhöht das Risiko enorm. Denn mit seinem ausserordentlichen 430-Milliarden-Programm will der IWF nicht einem einzelnen Staat über eine Problemphase hinweghelfen, sondern einen Kontinent in Dauerkrise stützen, der sich nicht ändern, sondern weiterhin über seinen Verhältnissen leben möchte. Wie die Milliarden-Darlehen der wenigen intakten Euro-Länder und -Staatsbanken sich längst in Papiere ohne realen Wert verwandelt haben, werden auch die IWF-Kredite (inklusive Schweizer Tranche) bald Guthaben sein, die bei korrekter Bilanzierung als fiktiv abgeschrieben werden müssen.

Warum gehen Nationalbank und Bundesrat so leichtfertig um mit den schweizerischen Milliarden? Das wahre Motiv ist der internationale Druck, dem Bern, das lieber «solidarisch» säuselt als nationale Interessen verteidigt, sich jederzeit beugt. Vorgeschoben in der Botschaft werden indes ökonomische Argumente. «Für eine gedeihliche Entwicklung», so heisst es, seien insbesondere die Exportwirtschaft und der Finanzsektor «auf ein stabiles internationales Finanz- und Währungssystem angewiesen». Die «raschen und umfassenden Währungshilfeaktionen» stützten darum jene Länder, mit denen die Schweiz «sowohl finanziell als auch wirtschaftlich eng verflochten ist».

Etwas weniger bürokratisch ausgedrückt: Damit die bankrotten Euro-Staaten weiterhin Schweizer Produkte kaufen können, gibt die Schweiz ihnen das Geld, damit sie diese auch bezahlen können. Nach dieser Logik müsste ein Metzger den Mittellosen im Quartier täglich eine Zwanzigernote schenken, um sein Geschäft «gedeihlich zu entwickeln». Der Gewerbler weiss, dass er sich so nur ruiniert. Die Politiker aber wollen dem Bürger genau diese Münchhausen-Ökonomie – das Ziehen am eigenen Schopf – aufschwätzen.

Warum ich?



Mario Balotelli, Vaterproblem.

Mario Balotelli, der an der EM mit seinen zwei Toren Deutschland entzaubert hat und im ARD-Fernsehen als «Strassenköter» bezeichnet wurde, macht Urlaub und vertraut auf die Fliehkraft seines Ferrari Testarossa. Er fährt ins Gardaland, den grössten Kindervergnügungspark Italiens. Das Kind im Star – oder der Star im Kind. Die *Bild*-Zeitung ruft ihre Leser auf, «den Balotelli zu machen», und animiert dazu mit einer Fotomontage, geklaut von einem Satiremagazin: Balotelli in seinem versteinerten Torjubel, mit einer überdimensionierten Gartenschere in den Händen, wie wenn er sich – oder den Deutschen – den Zebedäus abschnippeln wollte.

Die demonstrative Denkmalstarre vor Millionenpublikum war Balotellis Antwort auf eine Karikatur der *Gazzetta dello Sport*, die ihn als Riesenaffen King Kong vorgeführt hatte, letzte Steigerung aller rassistischen Anfeindungen und Anspielungen vom Bananenwurf bis zum Schmähchor. Mario ist von Thomas und Rose Barwuah, illegalen Einwanderern aus Ghana, in einem Spital in Palermo als Baby ausgesetzt worden, weil er an einer schweren Baucherkrankung litt und dauernd operiert werden musste und sie kein Geld für die Ärzte hatten. Die Familie Balotelli in Brescia hat ihn aufgenommen, Mario kickte in der Jugendmannschaft der Pfarrei, nicht auf der Strasse, der fussballbegeisterte Priester flog mit ihm sogar für fünf Tage zum Vorspielen nach Barcelona. Jetzt ist Mario Superstar das Vaterproblem. Das Showgirl Raffaella Fico, 24, seine Verfllossene seit April, offenbarte ihm im Klatschblatt *Chi*, er sei der Erzeuger ihrer Schwangerschaft. Mario, 22, der rechnen kann, er hat eine Buchhaltermatrura, verlangt eine DNA-Abklärung. Raffaella verdankt ihren Ruhm Auftritten in «Big Brother» und «Insel der Berühmten» und einem Interview, in dem sie den Preis ihrer Jungfräulichkeit nannte: eine Million Euro. Mario verdient bei Englands Meister Manchester City 100 000 Pfund die Woche, und seinen Humor hat er noch nicht verloren. Unlängst zog er beim Torjubel sein Trikot hoch, auf dem Unterleibchen stand: «Why always me?» Peter Hartmann

Grosse Wende?

Von Florian Schwab —
Überraschendes Bekenntnis
zum Strassenverkehr.

Seit Jahrzehnten ist die «Verlagerung des Güterverkehrs auf die Schiene» ein zentrales Mantra der Schweizer Verkehrspolitik. Das eng mit den SBB verflochtene Bundesamt für Verkehr förderte das politische Ziel mit Abermillionen. Ohne durchschlagenden Erfolg: Der Marktanteil der Güterverkehr-Sparte SBB Cargo stagniert bei 23 Prozent.

Jetzt aber sind neue Töne zu vernehmen: Nicolas Perrin, Chef von SBB Cargo, konstatiert, dass für den konventionellen Bahnverkehr «sicher keine Wachstumsperspektive» mehr vorhanden ist. Einerseits verringere sich die bahngerechte Schwerindustrie, andererseits sei der Strassentransport auf vielen Strecken effizienter. In die Kasse von SBB Cargo haben diese Tatsachen tiefe Löcher gerissen, so dass sich Konzernchef Andreas Meyer gezwungen sah, fünfhundert sogenannte Anschlusspunkte zu schliessen, mit denen die SBB den Gütertransport selbst in entfernteste Winkel des Landes sicherstellten.

Unter dem sperrigen Titel «binnenkombinierter Verkehr» testet SBB Cargo seit einigen Jahren Kombinationslösungen von Schiene und Strasse und verspricht sich davon neue Wachstumspotentiale. Namhafte Transporteur machen mit.

Auf Initiative von SBB Cargo soll diese Partnerschaft zwischen Schiene und Strasse nun ein strategischer Schwerpunkt werden. Der eher linkslastige SBB-Verwaltungsrat stimmte in seiner Sitzung vom vorvergangenen Dienstag einem entsprechenden Papier zu. Dem Vernehmen nach befürwortete sogar der neu im Gremium sitzende Alt-Nationalrat Andrea Hämmerle (SP) den Vorschlag. Hämmerle hatte seine gesamte politische Karriere dem Kampf gegen die Strasse gewidmet. Keine Subvention an die SBB konnte dem Bündner hoch genug sein.

Wird mit dem neuen strategischen Schwerpunkt das Kriegsbeil zwischen Verfechtern von Schiene und Strasse begraben? Bevor man ein solch euphorisches Fazit ziehen kann, müssen die SBB erst den Tatbeweis erbringen.

Werden sie ihren politischen Einfluss dafür einsetzen, dass auch endlich wieder in die Strassen-Infrastruktur investiert wird? Dass die Umverteilung von der Strasse zur Schiene ein Ende hat? Werden sie die neuen Verkehrskonzepte dem Markt überlassen, oder werden sie sich mit Hilfe des Bundes zusätzliche finanzielle Belohnungen für die beteiligten Firmen ausdenken? Man wird es sehen.

Subventionierte Sexpleiten

Von Rico Bandle — Zum zweiten Mal innert weniger Jahre subventionierte der Bund mit «Hard Stop» einen Sexfilm. Zum zweiten Mal resultierte ein Flop.



50 000 Franken vom Bund: «Hard Stop».

Der Film hätte die besten Voraussetzungen für einen Kassenschlager – würde man meinen. In «Hard Stop» trifft eine junge, gutaussehende Frau einen Banker, der sie erst sanft, dann mit sadomasochistischen Macht- und Sexspielen um den Verstand bringt. Die Schauspieler geben sich dabei äusserst freizügig: «Es gibt Sex nonstop», schrieb der *Blick* genüsslich. Für die Boulevard- und Gratismedien ein gefundenes Fressen: «Hemmungslos mutig» sei der Film von Sascha Weibel, titelte der *Blick am Abend*, und *20 Minuten* fand ihn «trotz expliziter Sexszenen (...) unbedingt sehenswert».

Für einmal folgt das Publikum dem Urteil der etablierten Kritiker, die den Film mehrheitlich ablehnten – und zeigt «Hard Stop» die kalte Schulter. Seit drei Wochen ist der Film im Kino, erst 700 Zuschauer wollten ihn bisher sehen – eine klägliche Ausbeute. Peinlich ist dieses Desinteresse auch für das Bundesamt für Kultur, das die Billigproduktion mit 50 000 Franken unterstützte.

Das «Hard Stop»-Drama weckt Erinnerungen an «Räuberinnen», einen der grössten Flops in der Geschichte der Schweizer Filmförderung. Weit über 700 000 Franken gaben das Bundesamt für Kultur, die Zürcher Filmstiftung und die SRG für einen Streifen aus, der schon die Premierengäste an den Solothurner Filmtagen 2009 peinlich berührte. Regis-

seurin Carla Lia Monti und der Produzent Samir machten aus Schillers «Räuber» eine feministisch angehauchte Sexkomödie um übergewichtige Prostituierte, die als Räuberinnen durchs Land ziehen und Lüstlinge mit perversen Spielchen traktieren. Zu Montis Humorrepertoire gehörte auch ein nackter Bischof, dem eine Domina mit Stöckelschuhen den Penis zermalmte.

Gerade einmal 2466 Zuschauer konnte der aufwendig gemachte Film in die Kinos locken – trotz unbezahlbarer Gratiswerbung in Form von grossen Schlagzeilen in den Boulevardmedien und Starbesetzung in den Nebenrollen (Viktor Giacobbo und Patrick Frey). Zum Vergleich: Markus Imbodens erfolgreiches Historiendrama «Der Verdingbub» sahen 230 000 Zuschauer, Michael Steiners «Sennentuntschi» 140 000.

In der Biederkeitsfalle

Das Vorhaben der staatlichen Filmförderer, mit nackter Haut den Marktanteil des Schweizer Films und damit ihre eigene Erfolgsbilanz zu steigern, scheiterte in beiden Fällen grandios. Die zwei Misserfolge legen nahe: Subventionen und Sexfilme passen etwa so gut zusammen wie Pestizide und Bio.

Woran liegt das? Beamtenstuben stellt man sich kaum als Orte mit aphrodisischer Ausstrahlung vor. Und dass Beamte nicht den höchsten Sexappeal versprühen, war sogar schon Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. «Es zeigt sich ein generelles Muster, dass die Privatwirtschaft mehr attraktive Menschen anzieht als der öffentliche Sektor», stellte die britische Soziologin Catherine Hakim in ihrem Buch «Honey Money – The Power of Erotic Capital» fest. Selbst wenn dies bloss Klischees sein sollten: Kann ein Sexfilm, der den Weg durch die verworrenen Mühlen der Kulturbürokratie genommen hat, noch lustvoll sein? Und haben die auf den Subventionsapparat abgestimmten Schweizer Autorenfilmer überhaupt das Know-how, erfolgreiche Sexfilme zu machen?

Zweifel sind aufgrund der Erfahrungen mit «Hard Stop» und «Räuberinnen» zumindest angebracht. Die beiden Filme sind Ausdruck einer Filmförderung, die nicht möglichst starke Filme ermöglichen, sondern sich cool geben und jeglichen Verdacht der Biederkeit präventiv von sich stossen möchte. Dass die Schweizer Kinobesucher dies nicht goutieren, ist eigentlich eine gute Nachricht.

Personenkontrolle

Segmüller, Wieser, Mader, Perrenoud, Estermann, Schneider-Ammann, Renold



Lukrativ erfolglos: CVP-Politiker Segmüller.

Der abgewählte Luzerner CVP-Nationalrat **Pius Segmüller**, 60, lässt sich weiterhin vom Steuerzahler durchfüttern. Nachdem er während einiger Monate Geld aus dem Notfonds für gescheiterte Parlamentarier beansprucht hatte, kam er dank **Robert Wieser**, stellvertretender VBS-Generalsekretär und vor allem Götti eines Segmüller-Kindes, zum lukrativen Job, für 10 000 Franken pro Monat ein Konzept für die geplante Stelle eines Armee-Ombudsmannes zu skizzieren. Nachdem Ende Juni auch diese Überlebenshilfe ausgelaufen ist, hat der dicke militärische Filz den notorisch erfolglosen abermals gerettet. Seit Anfang Juli grüsst Segmüller als Chef Schiesswesen und Ausserdienstliche Tätigkeiten (SAT). Der Basislohn für diesen VBS-Job beträgt 160 427 Franken, ohne Orts- und andere Zuschläge. (*upe*)

Im Berner Tollhaus «Waldau» gehört die *Weltwoche* mittlerweile zur verbotenen Lektüre. Um die von Anstaltsdirektorin **Regula Mader** (SP) und ihren Helfershelferinnen diktatorisch gesteuerte Informationspolitik mit einer anderen Optik zu ergänzen, bedienten aufklärerische Menschen die Klinik-Mitarbeiter elektronisch mit drei *Weltwoche*-Artikeln zur Mobbing-Affäre gegen den angesehenen Professor Dr. Dr. **Werner Strik**. Die repressive Irrenhaus-Chefin Mader reagierte mit der Ankündigung einer Strafanzeige. Details waren



Drohgebärden: «Waldau»-Direktorin Mader.

auf Anfrage nicht erhältlich. Unterdessen hat das SP-Duo Mader und **Philippe Perrenoud** (Regierungsrat) an der juristischen Front eine weitere empfindliche Niederlage einstecken müssen. Das Berner Verwaltungsgericht hat die Verfügung, die Strik die ärztliche Tätigkeit in der «Waldau» verbieten wollte, für unrechtmässig erkannt und aufgehoben. Mader und Co. lassen offen, ob sie dieses Urteil ans Bundesgericht weiterziehen werden. (*upe*)

Wie die Schweizerische Lauterkeitskommission (SLK) im letzten November feststellte, hat die teilweise mit Steuergeldern finanzierte Umweltorganisation Myclimate in sechs Fällen mit falschen Behauptungen und Daten (und damit unlauter) für ihre Anliegen geworben (*Weltwoche* Nr. 48/11). Konkret ging es um die Monte-Rosa-Hütte sowie um Projekte in der Türkei und in Peru, mit denen viel weniger CO₂ eingespart wird, als behauptet wurde. Myclimate korrigierte die meisten Fehlinformationen umgehend, legte aber trotzdem einen Rekurs ge-

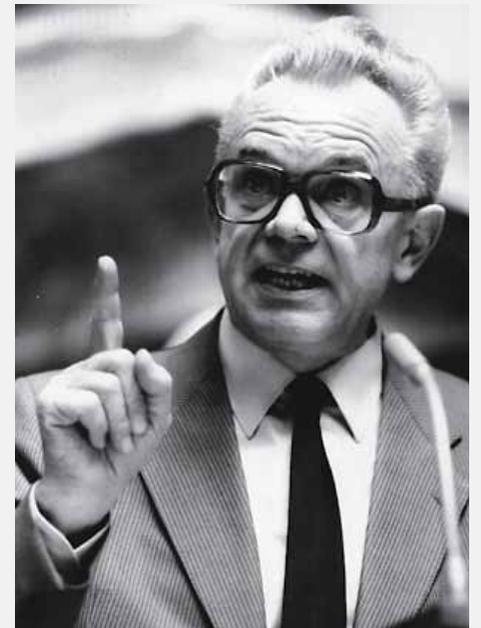


Keine Einsicht: Myclimate-Chef Estermann.

gen das Urteil ein, der von der SLK kürzlich abgewiesen wurde (*Weltwoche* Nr. 26/12). Wie **René Estermann**, Geschäftsleiter von Myclimate, diese Woche dem *Tages-Anzeiger* überraschend erklärte, sollen die Korrekturen «nichts mit der Rüge zu tun» haben: «Es gibt immer wieder Zahlen, die wir revidieren müssen, das ist ein laufender Prozess.» Da kann man nur staunen: Die *Weltwoche* hatte die falschen Behauptungen von Myclimate mehr als ein Jahr vor dem SLK-Verdikt aufgedeckt. (*axb*)

Der Trubel um die Besetzung des Chefs des neuen Amtes für Bildung, Forschung und Innovation geht weiter. Zur Erinnerung: Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** hatte seinen guten Bekannten **Roman Boutellier** vorgesehen, ist aber im Bundesrat aufgelaufen und musste sich für **Mauro Dell'Ambrogio** entscheiden. Beworben hatte sich auch **Ursula Renold**, bislang Direktorin des Amtes für Berufsbildung und Technologie (BBT). Gemäss einer Mitteilung verlässt die enttäuschte Renold ihren Job nun «in gegenseitigem Einvernehmen». Die Beamtin ist ab sofort freigestellt – und erhält einen goldenen Fallschirm von einem Jahresgehalt (gegen 200 000 Franken). (*fsc*)

Nachruf



Heitere Biederkeit: alt Bundesrat Schlumpf.

Leon Schlumpf (1925–2012) — Als der Bundesrat die Stelle eines Preisüberwachers beantragte, stimmte Nationalrat Leon Schlumpf nein. Als 1974 ein «Monsieur Prix» gesucht wurde, sagte er sofort ja. Als Parlamentarier regelte er die relevanten Geldströme; als Kontrolleur des Café-crème-Preises holte er populistisch so viel Beifall, dass er 1979 der starken Berner SVP den traditionellen Regierungssitz abjagen konnte. Nach Bern gewählt worden war er als Bündner Demokrat, aus Karrieregründen wechselte er zur SVP, später landete er bei der BDP. Er hätte in jede Partei gepasst. Bis in späte Nächte sass der Dr. iur., der den Ehrgeiz mit heiterer Biederkeit überspielte, in seinem Büro an der Kochergasse. Der Verkehrs- und Energieminister mit der Brille wie ein Schutzschild las die Texte seiner Beamten. Politisch liess Schlumpf alles durchgehen, was ihm vorgelegt wurde; mit Rotstift markierte er Komma- oder Kasusfehler. Sein Hang zur Grammatik liess die gigantischen «Gesamtkonzeptionen» (Energie, Verkehr, Medien) und das AKW Kaiseraugst allesamt scheitern; auch sein Prestigeprojekt Bahn 2000 musste kurz nach seinem Rücktritt 1987 neu aufgelegt werden. Mehr Erfolg hatte er mit «Versuchsbetrieben» (Lokalradios) und «garantiert befristeten» neuen Steuern (Vignette, Schwerverkehrsabgabe). Der Fussball-, Hockey- und Örgelspieler brüstete sich noch als Bundesrat, seinen tollen Mercedes jeweils mit gegen 250 Sachen über deutsche Autobahnen pilotiert zu haben. 1984, im Jahr des angeblichen Waldsterbens, senkte er die helvetische Tempolimit auf 120 km/h. *Urs Paul Engeler*

Die Formel des Triumphs

Von *Andreas Kunz* — Das Märchen mit dem Weltsportler aus dem eigenen Land geht weiter. Roger Federer kämpfte sich zurück und sitzt wieder auf dem Tennisthron. Wie war das möglich? Ein Lehrstück in Disziplin und Organisation, bei dem die Liebe zum Spiel über allem steht.



Wie ein Zen-Meister: Federer im letzten Wimbledon-Final.

Mit Roger Federer ist es schlimmer als mit der Fussball-Nati: Jeder ist Experte, hat eine Meinung, beurteilt seine Leistung nach eigenen Aspekten. Warum haut er den Ball jetzt wieder ins Netz? Hat er gegen Djokovic und Nadal überhaupt noch eine Chance? Die Skepsis der helvetischen Tennisfans war gross geworden in den beiden Jahren ohne Grand-Slam-Titel. Ohnehin wirkte die Zeit mit dem Tenniskönig aus dem eigenen Land wie ein Märchen auf das eher zurückhaltende, oft nörgelnde Volk.

Der eine, der längst über allen Schweizern steht, zweifelte nicht. Roger Federer sah sich noch immer als potenzielle Nummer eins. Und wie das so ist mit Königen: Am Ende behalten sie stets recht: Am Sonntag gewann Federer zum siebten Mal Wimbledon. In der globalen Sportart Tennis ist er erneut der Beste der Welt.

Zugegeben, ein wenig distanziert schien er tatsächlich. Wer die Finals am US Open 2011

oder am Australian Open 2012 zwischen Djokovic und Nadal gesehen hat, konnte sich kaum vorstellen, wie ein dreissigjähriger Federer hier punkto Athletik mithalten sollte. Der Schweizer wirkte in den Spielen gegen seine beiden Hauptkontrahenten oft apathisch, vergleichsweise langsam, wie aus einer anderen Zeit. Als es dann aber gegen Djokovic und Murray um die Entscheidung ging, spielte er das Tennis-Lehrbuch wieder rauf und runter, machte kaum noch Fehler, brachte den Gegner mit seiner überlegenen Technik und Taktik zum Verzweifeln. Aufschlag, Rückhand, Vorhand, Volleys, Stoppball, Topspin, Slices – Federers Strategien und Variationen verblüfften.

Es ist fast surreal – doch ins Museum seiner Künste kommt mit dem siebten Wimbledon-Triumph eine weitere dazu: die Kunst des Comebacks, des Sich-Aufbäumens und -Zurückkämpfens. Die Fähigkeit, sich auf neue

Lebensumstände und scheinbar stärkere Gegner einzustellen – und erneut zu obsiegen.

Die Angst der Gegner schwand

Vieles hatte sich in den letzten Jahren verändert im Leben des Weltstars. Dem privaten Glück als zweifacher Vater folgte eine Baisse auf den Courts. Plötzlich begann er Spiele zu verlieren, die er früher gewonnen hätte. Die Angst der Gegner nahm ab, der Respekt ebenso. Auf einmal attackierte auch die Nummer 73 der Welt den zweiten Aufschlag des Schweizlers, in den Ballwechseln spielten sie ihm penetrant auf die einhändige Rückhand im Wissen, dass dort mit sinkendem Selbstvertrauen die Zahl der Fehler automatisch steigt. Körperliche Probleme kamen beim Dreissigjährigen hinzu: Nach über tausend Spielen auf der Tour begann der Rücken zu schmerzen. Einige Fehler waren wohl auch dem Alter geschuldet, den paar Hunderts-

telsekunden, die er nun zu spät kam zu den Bällen. Wer Federer, Nadal oder Djokovic je live spielen sah, weiss, wie das Fernsehen über das Tempo des Spiels hinwegtäuscht, mit welcher Härte und welchem Spin die Filzbälle geflogen kommen, wie schnell die Spieler reagieren, los-sprinten, die Schlagwahl treffen, draufhämmern, ausbalancieren und wieder hinter der eigenen Grundlinie stehen müssen.

Selbst Pete Sampras, Federers grosses Idol, empfahl seinem Freund, einen grösseren Schlägerkopf zu verwenden, um eine Zunahme der Rahmenbälle zu verhindern. Federers betonhartes Racket mit dem extrakleinen Schlägerkopf, ein «Prügel», wie es im Fachjargon heisst, machte seine Bälle zwar zu den gefährlichsten der Welt. Doch auch Sampras war nicht entgangen, dass der Schweizer nun vielleicht zu oft einen Tick zu spät am Ball war, um ihn optimal treffen zu können.

Trotz Kritik blieb Federer ruhig wie ein Zen-Meister, genoss sein Familienglück und schaute vorwärts. Er analysierte – und handelte. Um aggressiver zu spielen, verpflichtete er Paul Annacone als Coach. Um den Rücken in den Griff zu bekommen, änderte er sein Training und engagierte einen Physiotherapeuten. Um unnötige Niederlagen zu vermeiden, organisierte er eine Aussprache in seinem Team, in der jeder seine Meinung über die verpatzten

Bei den Returns tänzelten seine Beine wie die eines Teenagers an einer Klassenparty.

Chancen offen kundtun musste. Der Schläger, sein «Prügel», blieb übrigens derselbe.

Es war die professionelle Reaktion eines Athleten, der einst als ultimativer Tennisspieler gefeiert worden war – und sich trotzdem ständig weiterentwickeln wollte. Das Resultat liess sich sehen. Schon in Paris 2011 spielte er wieder sein bestes Tennis. Jetzt, in Wimbledon, waren seine Slices im Halbfinale gegen Djokovic vielleicht so tief und mühsam zu spielen wie nie zuvor, seine Rückhand nie sicherer, härter und variabler als im Final gegen Murray. Bei den Returns tänzelten seine Beine wie die eines Teenagers an einer Klassenparty; er umlief den Aufschlag des Gegners, wie er es seit Jahren nicht mehr getan hatte. Der zweite Service, der wunde Punkt jedes Tennisspielers, kommt jetzt mit gegen 180 Stundenkilometern und zusätzlichem Spin. «Ich hoffe schon, dass ich anders spiele als vor ein paar Jahren», sagte Federer nach seinem Sieg. «Ich habe seither ja auch Tausende Stunden trainiert.»

Fragt man seine Coaches, sein Umfeld oder ehemalige Mitstreiter, wird klar, warum Federer zurückfand: Es ist nicht in erster Linie der Hunger nach weiteren Erfolgen, der ihn antreibt, sondern die pure Liebe zum Spiel. Auch nach vierzehn Jahren auf der Profi-Tour gehe er im-

mer noch gerne auf den Trainingsplatz, habe bei jedem Ballwechsel Spass, treibe Scherze mit den Coaches, erfinde ständig neue Schlag- und Spielvariationen und reagiere auf frische Trainingsmethoden neugierig wie ein kleiner Bub. Als der Aufschlag seinen Ansprüchen nicht mehr genügte, sah man ihn in einem Zürcher Tennisclub eine Woche lang ausschliesslich Service trainieren. Täglich schmetterte er Hunderte Bälle übers Netz. Von Langeweile keine Spur.

Auch im Privaten, so ist zu vernehmen, bringe man ihn kaum vom Tennis weg. In jeder freien Minute schaue er sich Spiele an, analysiere sie, diskutiere mit seinen Coaches, habe eine regelrechte Sucht nach dem gelben Filzball entwickelt. «Keiner kennt das Spiel besser als Federer», sagen Experten wie John McEnroe oder Heinz Günthardt. «Keiner ist süchtiger und verliebter in das Spiel als er», sagte Boris Becker in Wimbledon auf BBC.

«This man is on a mission»

Doch der wahre Schlüssel für Federers Erfolg liegt in seinem Umfeld. Dieses Ausreizen des eigenen, grossen Talents ist nur möglich, wenn die Voraussetzungen stimmen. Früh hat er aufgegleist, wovon er heute noch profitiert: ein funktionierendes Team aus Manager, Anwälten und Coaches, bei dem er allein der Chef bleibt. «Wenn es da nicht stimmt, wirkt sich das auf meine Leistungen auf dem Platz aus», sagte Federer diesen Montag. «Dann beginnen die Gedanken zu wandern, schaffe ich es nicht mehr, im Moment zu bleiben.» Auch das ständige Reisen mit den Zwillingen funktioniere nach anfänglichen Schwierigkeiten nun ohne unnötige Ablenkungen. Bezeichnend war die Szene im TV, als Federer mit der Wimbledon-Trophäe Richtung Kabine schritt. Nachdem Frau Mirka bereits auf ihn zugehen wollte, trat sie einen Schritt zurück und wartete mit dem Siegerkuss, bis Federer auch wirklich allen Offiziellen die Hand geschüttelt hatte.

«This man is on a mission», sagte Boris Becker während des entscheidenden dritten Satzes des Wimbledon-Finals. Tatsächlich hatte Federer das Messer zwischen den Zähnen. Seine Körpersprache wirkte beeindruckend – «He's a mental rock», sagte Julien Benneteau, nachdem er im Achtelfinale gegen Federer eine Zwei-Satz-Führung verspielt hatte. Vielleicht sind Djokovic, Nadal oder auch Murray eine Spur athletischer und schneller als der Schweizer. Wer aber nach Match-Ende in ihre Gesichter sieht, merkt schnell, wie aufreibend ihre Spielweise gegenüber der leichtfüssigen Tennis-kunst des Schweizers ist.

Der König ist zurück auf dem Thron und wird wohl weitere Jahre an der Weltspitze bleiben. Das Märchen geht weiter. Doch der nächste Rückschlag kommt bestimmt. Zweifelnden Fans ist zu empfehlen, die mentale Stärke Federers, seine Ruhe und Zuversicht, auch in schwierigeren Zeiten sich zum Vorbild zu nehmen. ○

Pioniere

Federers Geist

Ist Roger Federer der grösste Tennisspieler aller Zeiten? Der des letzten Jahrzehnts – unbestritten. Aber sein Tennis hat ein anderer erfunden.

Als William Renshaw im Jahre 1881 in Wimbledon den Herren-Einzel-Final gewann, schaute sein Gegner John Hartley öfter zum Himmel auf, nicht nur, weil er ein anglikanischer Reverend war – vor allem das Resultat trieb ihn zur Verzweiflung: 6:0, 6:1, 6:1 verlor der Gottesmann, vor 2500 Eintritt bezahlenden Zuschauern. Renshaw spielte das Tennis der Zukunft (den Begriff «Tennis balls» verwendete übrigens Shakespeare erstmals in «Heinrich V.»). Er entwickelte den eigentlichen Aufschlag, statt den Ball nur als «Service» ins Spiel zu löffeln. Er nahm die Bälle als Erster «volley», direkt aus der Luft, er punktete wie kein anderer zuvor mit Über-Kopf-Schlägen, mit dem krachenden Schmetterball, dem «Renshaw smash». Und die bis heute funktionierende Schnellwaffe des «Serve-and-Volley» geht auf ihn zurück.

Renshaw, der sieben Mal Wimbledon gewann, wie später Pete Sampras und Federer, und sein Zwillingbruder Ernest siegten in Wimbledon auch fünf Mal im Doppel. Sie spielten jedoch ungern zusammen und noch weniger gegeneinander und teilten als Zwillinge dennoch ihr Leben und blieben unverheiratet. Den Winter verbrachten sie als Früherben eines Textilfabrikanten im Hotel «Beau Site» in Cannes und wurden so auch die Pioniere des ganzjährigen Tennisspiels: Sie verwandelten das Freizeitvergnügen in einen Sport. «Willie» war der Publikumsliebbling, der erste Star auf dem Court, den die Damen mit Namen anfeuert, der Autogramme gab und Futter für die Klatschspalten, die sich zuvor nur mit Primadonnen beschäftigt hatten. *Nobody is perfect* – William Renshaw hätte Wimbledon vielleicht sogar acht Mal gewonnen, hätte ihn im Turnier von 1887 nicht der Tennis-Ellbogen, der erste dokumentierte Fall dieser Plage, entscheidend behindert.

Roger Federer würde vielleicht nicht dieses elegante, fast nostalgisch atmende Tennis spielen, wie er es heute spielt, wenn William Renshaw, der vergessene Gentleman aus dem vorletzten Jahrhundert, nicht sein kurzes, leidenschaftliches Leben als Dandy mit dem Racket geführt hätte. Er starb bereits mit 43 an epileptischen Fieberkrämpfen. *Peter Hartmann*

Befehl des Muftis

Von Henryk M. Broder — Im Islam gebe es keinen Antisemitismus, sagt ein Sprecher der Muslime.



Im Januar 1907 veröffentlichte Karl Kraus einen Artikel über den österreichischen «Bureaureinismus». In den ersten Sätzen gab er eine Sensation bekannt: «Es ist also

ausgemacht: Der Geschlechtsverkehr soll in Österreich abgeschafft werden... Zugleich mit der Erhöhung der Postgebühren.»

Karl Kraus war der grösste deutschsprachige Satiriker des 20. Jahrhunderts. Nun hat er einen würdigen Nachfolger gefunden. Es ist Ali Kizilkaya, Vorsitzender des Islamrats und Sprecher des Koordinationsrates der Muslime in Deutschland (KRM), der Dachorganisation der vier grössten deutschen Muslimverbände. In einem Interview mit *Welt* online sagte er: «Es gibt im Islam keinen Antisemitismus, denn Antisemitismus ist eine Form von Rassismus. Die Verbände stehen alle auf dem Boden des Grundgesetzes.»

Auf den ersten Blick erinnert diese Behauptung an den Auftritt von Mahmud Achmadinedschad vor Studenten der Columbia-Universität in New York im Oktober 2007, als der iranische Präsident im Ernst erklärte, es gebe im Iran keine Homosexuellen, es sei ihm völlig unverständlich, wie jemand auf eine solche Idee kommen könne. Mit etwas gutem Willen konnte man Achmadinedschads kühne Behauptung damit erklären, dass seit Beginn der iranischen Revolution im Jahre 1979 einige tausend schwule Männer ermordet worden sind.

Im Falle von Kizilkaya liegt der Fall anders. Er erklärt den Islam an sich zu einer antisemitismusfreien Zone, *par ordre de mufti*. Ebenso gut könnte man sagen, es gebe «im Islam» keine Krankheiten, keine Inflation und keine Streitigkeiten unter Nachbarn. Wobei die Vertreter islamischer Organisationen auf Kritik an Erscheinungen innerhalb der islamischen Welt erklären, «den Islam» gebe es gar nicht.

Nur wenn es darum geht, den Islam von einem hässlichen Verdacht freizusprechen, darf man offenbar verallgemeinern, auch wenn der Augenschein dagegen spricht; angefangen bei der antisemitischen Propaganda des Iran bis zu den antisemitischen Ausfällen muslimischer Jugendlicher auf deutschen Schulhöfen.

Kizilkaya, 1963 in der Türkei geboren und längst eingedeutscht, mag in Deutschland angekommen sein, in der Realität ist er es nicht.

Skandale treffen die Bösen

Von Silvio Borner — Bertrand Piccard flog im Solarflugzeug um die Welt. Der Bund subventionierte das fragwürdige Projekt, obwohl kein wissenschaftlicher Nutzen erkennbar ist.

Die Eidgenössische Steuerverwaltung ist in einen Skandal verwickelt, der ein mehrfaches Köpferrollen ausgelöst hat, wobei auch des Skandals «erster Ursprung» nicht verschont blieb. Der Tatbestand ist in der Bundesverwaltung sicher nicht einmalig und eher als ungeschickt denn als illegal zu taxieren.

Anders als grosse Bauprojekte sind Studien- oder Beratungsaufträge viel leichter an Ausschreibungen vorbeizuschmuggeln, indem sie zerstückelt, etappiert oder als interne Studien kaschiert werden. Bei der Energiewende frage ich mich zum Beispiel, wie eine einzige «Prognose-Firma» beim zuständigen Bundesamt ein faktisches Beratungs- und Analysemonopol erringen konnte. Unschwer sind auch im wirtschafts- und sozialpolitischen Bereich Institute auszumachen, die immer wieder zu Direktaufträgen kommen. Dabei werden die Daten oder Analysen so lange gefoltert, bis das (vom Besteller) gewünschte Geständnis abgelegt wird. Wir nennen das «Filz», was aber fließende Übergänge zur Korruption aufweist.

Kürzlich war überall zu hören und zu lesen, wie übel die Finanzkontrolle unserem Vorbild und Vorzeigehelden Bertrand Piccard mitspielt, indem sie kleinlich meckert, dass Leistungen des Bundes wie Mieten oder Umbauten für das weltberühmte Solarflugzeug nicht in Rechnung gestellt oder nicht bezahlt wurden. Dass für diese offensichtliche Subventionierung jegliche Rechtsgrundlage fehlt, wird in den Medien als bürokratische Sturheit oder neidgetriebenen Kleinmut abgetan. Das Aussendepartement hat bereits anerboten, nachträglich alles ins Lot zu bringen.

Bei Roger Federer ist es anders

Der Skandal sei also angeblich nicht die ohne Rechtsgrundlage ausgerichtete Subvention in Höhe von mehreren Millionen Franken, sondern die Brüskierung unseres Pioniers, der drauf und dran sei, die Welt energetisch und klimapolitisch zu retten. Anders als jene, die ernsthafte Grundlagenforschung abseits der Öffentlichkeit betreiben, lässt sich Piccard medial inszenieren und finanziell grosszügig entschädigen. Wenn ein Luxusuhrenhersteller dafür hundert Millionen aufwirft, ist das seine Sache und kann den Prestigewert der betreffenden Marke durchaus erhöhen. So ist es ja auch beim Kaffeemaschinenhersteller, der

Roger Federer vor den Karren spannt; nur ist man dort ehrlicher und macht keine wissenschaftlichen oder technologischen Wunder geltend oder lässt sich vom Bund bezahlen.

Illusionen auf Kosten der Steuerzahler

Weshalb soll Piccard überhaupt staatlich gefördert werden? Wer die Klima- und Energieproblematik ernst nimmt (wie etwa der Physiker MacKay in seinem Buch «Sustainable Energy – Without the Hot Air»), kommt zum Schluss, dass – anders als Autos – die heutigen Flugzeuge energetisch bereits heute fast so effizient sind wie theoretisch möglich. Der Forscher schreibt, dass keine technologischen Neuerungen mehr die Effizienz eines Flugzeugs radikal verbessern können. Das klingt plausibel, denn wer einmal im Jahr mit einer Boeing 747 einen interkontinentalen Hin- und Rückflug macht, verbraucht dafür etwa halb so viel Energie wie ein Autofahrer, der täglich allein fünfzig Kilometer zurücklegt.



Die Vögel haben Millionen von Jahren gebraucht, um effizient fliegen zu lernen. Die modernen Flugzeuge schafften dasselbe dank wissenschaftlich-technischem Fortschritt in hundert Jahren: Effizienzverbesserungen pro Personenkilometer wurden dank besserer Auslastung der Apparate

oder dank besserem Routenmanagement erreicht. MacKay legt überzeugend dar, warum aus physikalischen Gründen die Energieeffizienz beim Fliegen nicht mehr markant gesteigert werden kann, sondern bei zirka 0,4 Kilowattstunden pro Tonnenkilometer stehenbleiben muss.

Man kann also zur Überzeugung gelangen, dass Piccard weder einen wissenschaftlichen Durchbruch bei der Fotovoltaik noch eine energetische Revolution beim kommerziellen Fliegen anvisiert, sondern die mediale Inszenierung seines Weltrekords für das Guinness-Buch. Das ist sein gutes Recht und darf auch bewundert werden.

Allerdings wird es dann kontraproduktiv, wenn es von der zentralen Frage ablenkt, wie sich Sonnenenergie effizient speichern und über weite Strecken transportieren lässt. Stattdessen nährt man mit hohem Aufwand und mit Hilfe des Steuerzahlers die Illusion, mit Fotovoltaik seien alle Energieprobleme lösbar. Sogar das Fliegen rund um die Welt.

Politische Propheten

Von Hansrudolf Kamer — Was entscheidet die Wahl des amerikanischen Präsidenten? Die Person, sein Wahlkampf, die Umstände? Wissenschaftler sagen das Ergebnis voraus.



Es dauert noch vier Monate bis zur Wahl des amerikanischen Präsidenten. Weil alle jetzt schon wissen wollen, wer gewinnt, gibt es viele Voraussagen, die mehr sein wollen als Prohezeiungen. Denn

sie stützen sich auf Fakten und verarbeiten diese wissenschaftlich.

Der Blick in die Zukunft stützt sich auf die Vergangenheit. Als Beispiel dient Alan Abramowitz, Politologe an der Emory University in Atlanta. Er hat seit 1992 jeweils den Gewinner richtig vorhergesagt und lag innerhalb von 2 Prozent Abweichung bei der Prognose über den Stimmenanteil des jeweiligen Siegers.

Das Geheimnis seines Erfolgs? Er lässt alles weg, was in den letzten Monaten vor der Wahl geschieht: die Parteikonvente, die Debatten, die Wahl des Vizepräsidenten, der Krieg der TV-Spots, die Oktober-Überraschung und was sonst noch alles die Gemüter bewegt und die Erregung steigert.

Seine Theorie hat einen Namen: «The Minimal Effects Model». Diese geht auf die vierziger Jahre zurück und läuft darauf hinaus, dass die meisten Wähler Mitte Jahr ihre Meinung gemacht haben und sich durch das Geschehen nachher kaum mehr beeinflussen lassen.

Abramowitz und andere konzentrieren sich auf die *fundamentals*, die alle um ein breit definiertes Gefühl der Zufriedenheit oder eben Unzufriedenheit der Wähler kreisen: die Zustimmungsraten des Präsidenten Mitte Jahr, das Wirtschaftswachstum im zweiten Quartal und die Frage, ob die Partei des Amtsinhabers ein drittes Mandat anstrebt. Präsidenten selber sind durch die Verfassung auf zwei Vierjahres-Perioden beschränkt.

Zahlengläubigkeit hat Konjunktur. Amerika befindet sich nun im zwölften Quartal seit dem Ende der Rezession. In dieser Zeit expandierte die Wirtschaft um 6,7 Prozent. Reagans Wiederaufschwung in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts generierte 17,6 Prozent Wachstum, jener von Clinton in den Neunzigern 8,7 Prozent. Wäre es so einfach, müsste der Republikaner Mitt Romney gewinnen.

Im Moment steht er aber im Kreuzfeuer von links und rechts. Obama und sein Lager porträtieren ihn als kalten Job-Killer und Reprä-

sentanten des Ein-Prozent-Amerika. Die Konservativen im eigenen Lager sehen ihn als lahmen Kandidaten, der nicht zündet und laufend Fehler macht. Dennoch hält er sich in den Umfragen erstaunlich gut, liegt oft nur knapp zurück oder sogar gleichauf.

Knappes Rennen bei Kennedy und Bush

Die Präsidentenwahlen sind föderalistisch. Nicht wer die Mehrheit national gewinnt, wird Präsident, sondern wer die meisten Elektorenstimmen sammelt, die in den einzelnen Staaten der Union ermittelt werden. Obama und Romney konzentrieren ihren Wahlkampf deshalb auf jene, die ins eine oder andere Lager kippen können.

Abramowitz hatte zwar richtig prognostiziert, dass Al Gore im Jahr 2000 die nationale Stimmenmehrheit gewinnen werde, nicht aber, was danach geschah. Und die Nachzählungen in Florida waren auch nur ein Pilotprojekt – man hätte auch in andern Staaten nachzählen und streiten können.

Wenn die Parteibasis der Kandidaten emotional engagiert ist und nicht von der Person des eigenen Bannerträgers enttäuscht, entscheiden die Wechselwähler und die Unabhängigen. In Umfragen geben zurzeit noch etwa 7 Prozent aller Wähler an, sie hätten sich noch nicht festgelegt. Und so kann, wenn es

eng wird, eine relativ geringe Stimmzahl entscheiden.

Kennedy gewann 1960 wegen Stimmenmanipulation in Texas – in zwei Countys am Rio Grande – und in Illinois. Robert A. Caro schildert in seiner monumentalen Johnson-Biografie, wie es damals zuing. George W. Bush schwang erst nach dem Florida-Debakel und dem Fünf-gegen-vier-Urteil im Obersten Gerichtshof obenaus. In beiden Fällen waren die Unterschiede marginal.

Bush lag in Umfragen am Wochenende vor dem Wahltag mit 10 Prozent der Stimmen vor Gore, doch dann gruben die Demokraten die Polizeibusse aus, die Bush als jugendlicher eingefangen hatte, als er im alkoholisierten Zustand Auto fuhr. Der Vorsprung löste sich in Luft auf. 1980 lagen Carter und Reagan eine Woche vor der Wahl gleichauf. Es kam zur Debatte in Cleveland, und Reagan gewann schliesslich in 44 Staaten.

Stimmenkauf, tumultuöse Nachzählungen und der Supreme Court werden diesmal hoffentlich keine Rolle spielen. Doch was bis zum 6. November geschieht, kann sehr wohl bestimmen, wer gewinnt. Wissenschaftlich fundierte Berechnungen sind nicht ganz wertlos, haben aber sehr beschränkte Aussagekraft. Wenn sie sich nachträglich als zutreffend erweisen, gibt das selten klare Aufschlüsse darüber, weshalb, und über ihre Relevanz in der Zukunft.

Was entscheidet die Wahl? Ehrlichkeit jedenfalls währt nicht immer am längsten. Der Demokrat Walter Mondale erklärte im Frühjahr 1984 ohne Umschweife, er werde die Steuern erhöhen. Reagan werde das auch tun, es aber vor der Wahl abstreiten. Mondale verlor in einem Erdbeben. Präsidentenwahlen sind eine komplexe Sache.



Ehrlichkeit währt nicht immer am längsten: Präsidentschaftskandidat Romney.

Das Höchste für den Höchsten

Von Christoph Mörgeli

Macht und Pomp der früheren Schultheissen zeigt sich noch immer an deren goldenen Thronen im Historischen Museum zu Bern. Heute nennen sich die Schultheissen Stadtpräsidenten, sind meistens Sozialdemokraten und heissen in der Regel Tschäppät. Nur ihr Hang zu Macht und Pomp ist geblieben. Alexander Tschäppät lässt sich seinen vom Volk auf 220 000 Franken begrenzten Lohn demnächst auf 255 000 erhöhen und steckt nebenbei als Nationalrat noch 100 000 ein. Von seinen Stadtbesitzungen zieht's den gnädigen Herrn wie ehemals ins ländliche Idyll – in sein Ferienhaus am Murensee.

Kraft seines Amtes sagte Alexander Tschäppät: «Die Burgergemeinde ist in Bern der grösste Landeigentümer. Sie könnte auf dem Wohnungsmarkt am meisten bewegen.» Laut Burgergemeindepräsident kam «die Stadt auf uns zu und sagte, nun wäre es doch Zeit, das Areal Schönberg Ost zu überbauen». Der Wunsch von Tschäppät war der Burgergemeinde Befehl. Sie überbaut ihr Grundstück Schönberg Ost im Baurecht mit fast fünfzig «Stadtwillen» à sechs bis neun Wohnungen. Der Schönberg ist der höchstgelegene Punkt der Stadt Bern. An dieser höchsten Wohnlage hat sich der höchste Berner von vornherein ein Gebäude mit sieben Top-Wohnungen im Wert von etlichen Millionen gesichert: Alexander Tschäppät. Derselbe, der als Stadtpräsident die Burgergemeinde aufforderte, ihr Land endlich zu überbauen.

Hatte dieser Coup für die bürgerlichen Bernburger ebenfalls Vorteile? Es gab keine lästigen Reibereien und Einsprachen durch die rotgrünen Stadtbehörden. Man darf ohne jedes Gemecker grosszügigste Tiefgaragen bauen. Obwohl die Stadtregierung ihren Untertanen etwa im Stöckacker Süd wörtlich einen «autoarmen Lebensstil» befahl und für 350 Mieter volle 21 Parkplätze bewilligte.

Grosszügiger plant Genosse Tschäppät in eigener Sache: Er packt die «einmalige Chance, die Autobahn zwischen Zentrum Paul Klee und Saali zu einer Stadtstrasse zurückzubauen». Er fordert «eine beträchtliche Reduktion der Lärm- und Luftbelastung» genau dort, wo seine Stadtvilla steht. Die roten Bonzen wussten sich schon immer bequem einzurichten. Sie schreiben von Überwindung des Kapitalismus und besitzen Mehrfamilienhäuser. Wetten, dass Alexander Tschäppät an SP-Parteitag die Faust nicht ballt? Mit geballter Faust könnte er nämlich nicht zugreifen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Hat SVP-Amstutz für einmal recht?

Von Peter Bodenmann — Ab 2016 vergammelt am Gotthard eine ungenutzte «Kathedrale in der Wüste».



Ein bisschen Stau gehört zum Ferien-Kick: SVP-Fraktionschef Amstutz.

Wo er recht hat, hat er recht, der Adrian Amstutz. Für den Chef der SVP-Fraktion ist der neue Gotthard-Eisenbahntunnel eine «Kathedrale in der Wüste».

Die letzten vier Wochen beweisen es: Die Gotthard-Eisenbahnlinie war gesperrt. Der Simplon-Eisenbahntunnel teilweise nur einspurig befahrbar. Trotzdem verteilte sich der Güterverkehr problemlos auf die verschiedenen Eisenbahnachsen. Die Zunahme auf der Strasse blieb im Pipifax-Bereich.

Alpenpässe und Tunnels sind kommunizierende Röhren mit jeder Menge Reservekapazitäten. Und ab 2016 – wir dürfen noch einen ganzen Weltkrieg lang warten – kommt der Gotthard-Basistunnel hinzu.

Fakt 1 — Der neue Gotthardtunnel, die neue «Kathedrale in der Wüste», hat jede Menge freier Kapazitäten. Weil die Engpässe auf den Zufahrtslinien sind. Und alles in allem gar nicht so viel Menschen und Güter vom Süden her und nach dem Süden unterwegs sind.

Fakt 2 — Durch Visp im Oberwallis rollt mehr Verkehr als durch den Gotthardtunnel. Ein bisschen Stau vor und nach den Ferien im Süden gehört für viele zum Ferien-Kick. Sonst würden sie den Stau umfahren.

Fakt 3 — Die in argen Schwierigkeiten steckende BLS verdient nur mehr mit dem vorsintflutlichen Autoverlad am Lötschberg Geld. Ohne Subventionen. Niemandem käme es in

den Sinn, zwischen Kandersteg und Goppenstein zusätzlich einen Autotunnel zu bauen.

Durch den Gotthard-Autotunnel rollen pro Jahr nur 4,8 Millionen Autos. Und nur 1,2 Millionen Lastwagen. Die Autobahnfahrt vom tristen Bodio ins triste Erstfeld dauert eine Stunde. Für Autos etwas kürzer, für Lastwagen etwas länger.

Doppelt so schnell ginge es mit einem innovativen Auto- und Lastwagenverlad der nächsten Generation. Entspannt könnten 6 Millionen Lenker samt ihren Passagieren die Fahrt durch den längsten Tunnel der Welt geniessen. Eine neue Röhre ist genauso überflüssig. Die heutige könnte man einmotten.

25 Franken für ein Auto. 200 Franken für einen Lastwagen. Selbst solch tiefe Preise würden jedes Jahr 400 Millionen Franken in die Kassen der öffentlichen Hand spülen.

Der Gotthard ist ein Mythos, und Mythen verhindern rationale Diskussionen. Deshalb müssten – damit die einzig vernünftige Lösung ernsthaft diskutiert wird – alle Urnerinnen und Urner, alle Tessinerinnen und Tessiner pro Kopf und Jahr vorab einen Finanzausgleich von 400 Franken erhalten. Babys und Asylsuchende inklusive. Den SBB würden 200 Millionen verbleiben. Und der Bund müsste nichts investieren.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Süsser Sieg, bittere Niederlage

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Journalisten überfordert sind, werden sie zu Sportjournalisten.

Bei Roger Federer in Wimbledon war der Fall klar. 4:6, 7:5, 6:3, 6:4. Es war ein «historischer Sieg» (*Aargauer Zeitung*). Es war «sein süssester Sieg» (*Tages-Anzeiger*).

Der Sportjournalismus unterscheidet sich von anderen Mediengenres durch seinen engen Realitätsbezug. Er lässt kaum Raum für Interpretationen. Ein Sieg oder eine Niederlage können zwar historisch oder bedeutungslos, süß oder bitter sein, aber sie bleiben immer ein Sieg oder eine Niederlage. Sportjournalismus, wenngleich oft emotionell aufgeladen, ist letztlich immer faktengerecht.

In Politik und Wirtschaft hingegen dominiert die diffuse Deutungsmacht. Komplexe Materien und Prozesse müssen von den Medien verstanden, analysiert und vermittelt werden. Es braucht Wissen. Beim Urteil hilft keine Resultate-Tafel.

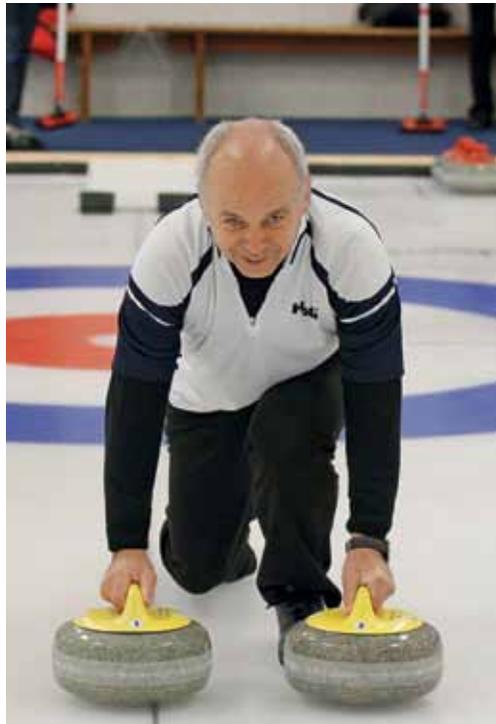
Damit sind wir bereits beim Problem. Oft sind in Politik und Wirtschaft die Materien und Prozesse zu komplex, als dass Journalisten sie verstehen können. Die Journalisten sind dann fachlich überfordert. Dennoch müssen sie schreiben oder senden.

Nun passiert regelmässig, was die Psychologie als Regression beschreibt. Aufgrund seiner intellektuellen Überforderung fällt der journalistische Patient auf ein tieferes Anspruchsniveau zurück. Es ist eine Form von Angstbewältigung. Das tiefere Anspruchsniveau ist in unserem Fall die Flucht in die simplen Denkmuster von Gewinnern und Verlierern.

Sehr schön hat man das zuletzt in der Euro-Krise beobachten können. Von *Spiegel* über *FAZ* bis *NZZ* ging es nur um die «krachende Niederlage» von Angela Merkel und den «Triumph» von Mario Monti. Sehr präzise hat diesen Lemmingeffekt die *Zeit* beschrieben: «Weil die Ergebnisse europäischer Krisengipfel nur noch von Experten dechiffriert werden können, hat es sich eingebürgert, sie im fasslicheren Schema von Sieg und Niederlage zu bewerten.»

Der Satz ist für die Medien schon fast eine generelle Gebrauchsanleitung. Wenn es nicht mehr um Sachfragen, sondern bei Sachfragen nur um Siege und Niederlagen geht, dann kann man als Leser sicher sein, dass der Journalist überfordert oder unterinformiert ist. Dann ist Misstrauen gegenüber seinen Informationen angezeigt.

Bundesrat Maurer, so sagt uns etwa der *Sonntag* zu seinem Amt, «erleidet mit vielen Geschäften bittere 1:6-Niederlagen». Die Auseinandersetzung mit den US-Steuerbehörden, belehrt uns 20 Minuten, sei für Wegelin-Banker



Reduzierter Sportjargon: Bundesrat Maurer.

Konrad Hummler eine «totale Niederlage». «An den aussenwirtschaftlichen Fronten», so weiss das *Magazin*, «erleidet Bern nur noch Niederlagen.» All das ist reduzierter Sportjargon.

Bei Sachfragen suchen die Verhandlungspartner in Politik und Wirtschaft in der Regel einen Mittelweg. Sie kommen sich schrittweise entgegen, weil dadurch Blockaden und Stillstand vermieden werden können. Man erlebte das zuletzt bei Dossiers wie Gotthardtunnel, Gesundheitswesen und Fluglärm. Man nennt das Kompromiss.

Der Kompromiss ist für Journalisten das verhassteste Ergebnis eines Konflikts. Im Kompromiss machen beide Seiten Konzessionen. Es gibt darum keine Kriegsgewinner, keine Kriegsverlierer und keine Gefangenen. Also muss der Kompromiss in die Kriterien von Sieg und Niederlage umgedeutet werden. Kaum hatte etwa Bundesrätin Doris Leuthard den Kompromiss zum Nordanflug im Luftraum Zürich verkündet, titelte der *Tages-Anzeiger* schon: «Leuthard hat letztlich keinen Sieg errungen.»

Kommen wir zurück zum Tennis. Bei den letzten Ständeratswahlen im Kanton Schwyz machte Roger Federer nur gerade 132 Stimmen. Laut *Blick* online «fiel das Resultat ernüchternd aus». Vermutlich war es Federers bisher bitterste Niederlage.

1143 Millionen für alle und Assad

Von Urs Paul Engeler

Internationale Angler-Websites preisen den polnischen Fluss Raba als Paradies für Fliegenfischer. Tausende Lachse und Meerforellen, auch Äschen, Hechte, Zander etc. warteten im bald «munter dahinplätschernden», bald «tosend talwärts brausenden» Gewässer auf ihre Fänger. An der gastlichen Raba, so der Tipp der Kenner, könne das ganze Jahr «gut und günstig» gefischt werden, «drei massige Salmoniden pro Tag».

Dem Schweizer Steuerzahler wird die schöne Raba als Problemzone geschildert. Da zwischen Pcim und Lubiem der Fluss «stark beeinträchtigt» sei, müsse «das Absterben und Verschwinden des Laichplatzes gestoppt» werden, schreiben Zürcher und Bündner Umweltbeamte. Sie haben aus dem Osthilfefonds 1,24 Millionen Franken lockermachen können, die sie nun mit lokalen Gruppen verbrauchen.

Das ist kein Unikum, sondern die Regel. Gegen 500 ähnliche Projekte wurden letztes Jahr bewilligt mit Gesamtkosten von 1143 Millionen Franken. Es geht um KMU in den Karpaten, um «Transition» in Tunesien, Demokratie-Erziehung im Kosovo, Kanäle in Kirgisien, Backsteinproduzenten in Peru (2,24 Mio. Franken), Viehbauern im vietnamesischen Hochland (1,2 Mio. Euro), «Wasserressourcenmanagement» von Ungarn bis China oder Solaranlagen und anderes Energiegerät in aller Welt: Wer jammert, wird mit Schweizer Geld saniert, gefördert, entwickelt. Die Kredite sind gesprochen, die Millionen müssen konsumiert, die Beamten beschäftigt werden.

Politisch heikel sind die Geldverteiler nicht. Zur «Verbesserung der statistischen Grundlagen» zu seiner «Politikgestaltung» wurden etwa Syriens Machthaber Assad 451130 US-Dollar Entwicklungshilfe zugesprochen, weitere 450000 Franken erhielt er für die Betreuung von Flüchtlingen, auch in ein 2-Millionen-Schulprogramm wurde Syrien integriert. Das chaotische Rumänien, das eben seinen Präsidenten Basescu verjagt hat, wird mit insgesamt 67,7 Millionen belohnt.

Wer im Detail wissen will, was mit Steuergeld alles finanziert werden kann, der blättere sich durch die 565 Seiten des eben publizierten Berichts des Bundesrates «über die im Jahr 2011 abgeschlossenen internationalen Verträge» (www.admin.ch/ch/d/ff/2012/6023.pdf).



«Der Bevölkerungszuwachs hört ja nach 2040 nicht plötzlich auf.» *Peter Burgener*



«Wachstum ist keine Lösung»: Zersiedelung der Schweiz.

Fünfzehn Millionen im Jahr 2100

Nr. 27 – «Die Zehn-Millionen-Schweiz»;
Lucien Scherrer über die Zukunft der Schweiz

Es hat gar keinen Sinn, über Raumplanung und Verkehrspolitik der Zehn-Millionen-Schweiz nachzudenken, weil der Bevölkerungszuwachs nach 2040 ja nicht plötzlich aufhören würde und bei gleicher Tendenz fünfzehn Millionen Einwohner bis Ende des Jahrhunderts erreicht wären. Und so weiter. Fünfzehn Millionen im Jahr 2100, also doppelt so viele wie heute, das zeigt auch Leuten mit schwach ausgeprägtem Vorstellungsvermögen, dass zuerst über den Sinn oder Unsinn des (Bevölkerungs-)Wachstums diskutiert werden muss. *Peter Burgener, Walchwil*

Wenn es so weitergehen soll wie heute, irgendwann fast die ganze Welt in der Schweiz angesiedelt und das Schneeballsystem ausgeschöpft ist, werden wir wieder am gleichen Punkt sein und merken, dass Wachstum keine Lösung ist. Nur, dass dann zu vieles zerstört sein wird. Empfohlen zu diesem Thema, sogar von Köbi Gantenbein, sei das Büchlein von Volker Mohr: «Der Verlust des Ortes». *Anne Seiterle, Schaffhausen*

Saubere Fantasien

Nr. 27 – «Filz statt freier Markt»;
Philipp Gut über das Finanzdepartement

Warum bloss fühlt man sich, wenn man im Mittleren Osten geschäftlich tätig gewesen ist,

an das Storyboard eines dort routinemässig ablaufenden Films erinnert: ein schon vor der Ausschreibung eines Projektes – aufgrund detaillierter Abmachungen aller «relevanten» Punkte, das heisst inklusive Preis und Schmiergeld – feststehender Lieferant; in der Ausschreibung dann massgeschneiderte, engste und praktisch nur von diesem zu erfüllende Spezifikationen, schliesslich «zwangsläufig» Zuschlag des Auftrags an diesen Anbieter, «wegen technischer Überlegenheit des Produkts», die einen weit über der Konkurrenz liegenden Preis rechtfertige. Denn: Je höher (bei in Wirklichkeit vergleichbarer Funktionalität und Qualität) der Preis, desto höher der zu erzielende Kickback. Gute Menschen werden da enttäuscht schreien, bloss eine verderbte Fantasie könne auf solche Machenschaften kommen. Da haben sie natürlich recht. All das spielte sich ja auch im Mittleren Osten ab. Hierzulande sind zum Glück die Fantasien noch clean, die Verderbtheit noch nicht angekommen, den Reinen noch alles rein. Und was gibt es Reineres als gute Menschen und ans Gute im Menschen glaubende Richter? *Honi soit qui mal y pense*. Seien wir dem Himmel dankbar. Unsere Welt ist noch heil. *Reinhard R. Fischer, Nyon*

Sehnsucht nach einer starken Frau in Bern?
Nr. 27 – «Abgründe»;
Editorial von Roger Köppel

Mich erstaunt, dass mich nicht erstaunt, was mich erstaunt. Eingeleitet wurde das Abdriften meiner Denkkoryphäe in den Meinungs-mainstream mit dem Austauschen des Bildes auf seiner Seite, in seiner Zeitung. Aus einer coolen Stil- und Geistikone mit klarem Blick ist ein Werbefoto für schwarze Hornbrillen geworden, durch die mich die verklärten Augen eines Studenten anstrahlen. Offensichtlich ist er verliebt. Verliebt in die teutonische Chemikerin... Oder ist es einfach die unerfüllte Sehnsucht Roger Köppels nach einer ebenso starken Frau in Bern, die für unser Land kämpft? *Peter Meier, Volketswil*



«Es darf nicht sein,
dass statt Spekulanten
KMU und Mieter leiden»

Nationalrätin Sylvia Flückiger,
Vorstandsmitglied sgV

sgv  **usam**

Referendumskomitee «Nein zur missratenen Revision des Raumplanungsgesetzes»
Postfach 8166, 3001 Bern

Jetzt unterschreiben!

Referendum
gegen das missratene
Raumplanungsgesetz

www.rpg-revision-nein.ch

Keineswegs liberal

Nr. 27 – «Ehre»; Grundbegriffe des Lebens von Linus Reichlin

Jesus stand Ehebruch und anderen Ereignissen, die den Zehn Geboten widersprachen, keineswegs liberal gegenüber, wie Sie behaupten. Sie ignorieren den wichtigen letzten Satz: «Geh hin und sündige nicht mehr!» Jesus stellte die Ehre der Frau durch Annahme, Respekt und Liebe wieder her und gibt ihr diesen Satz mit auf den Weg. Ich gehe davon aus, dass diese Frau verändert in den Alltag zurückfand. Denn Veränderung findet im Herzen statt, auch heute noch, wenn man wirklich dem liebenden Gott begegnet ist.

Gisela Bauer-Gerspach, Oberägeri

Willkürlich und regional

Nr. 27 – «Alles für Deutschland»; Alex Baur über den Fluglärmstreit

Ich bin bei diesem Thema immer wieder erstaunt, dass niemals zur Sprache kommt, warum das Süddeutschenvolk – im Vergleich zu anderen Menschen rund um teils viel verkehrsintensivere Flughäfen – dezibelsensibler und geistig mimosenhafter sein darf und darin auch noch ernst genommen wird? Warum ertragen diese Menschen dort weniger, als sicher ganz viele andere dies auch müssen? Welches Gen ist da versehentlich mutiert? Wäre hier nicht ein überregionaler Gerichtsstand in der Lage, ein Machtwort zu sprechen, dass in Sachen Fluglärm nicht willkürlich und regional mit verschiedenen Massstäben gemessen werden kann? Es sind doch letztlich einfach kleinkarierte Schikanen und infantile Machtkämpfe. Ich habe übrigens neun Jahre lang sehr nahe hinter der Piste 28 in Kloten gewohnt und sicher ein mehrfaches an Fluglärm ausgehalten. Ich weiss also, was echter Fluglärm ist! *Hanna Willimann, Basel*

Dem sehr guten Artikel wäre noch anzufügen: Und das staatsreue Schweizer Staatsfernsehen feierte diesen miesen Staatsvertrag als «Durchbruch». *Annemarie Reich, Mönchaltorf*

Der seinerzeitige unfreundliche Akt der deutschen Regierung mit den verordneten Flugbeschränkungen hätte nur eine Antwort verdient: nämlich Gegenmassnahmen. Während der einseitig verhängten Sperrzeiten wird den Flugzeugen aller deutschen Gesellschaften – inklusive Swiss – die Start- und Landeerlaubnis in Zürich entzogen. Dann wäre umgehend Bewegung in die Angelegenheit gekommen. Unsere Regierung hatte sich lieber in unnötige Lärmmessungen beidseits des Rheins eingelassen, die ausser der Gewissheit, dass die Schweizer Bevölkerung den weitaus grössten Teil des Lärms ertragen muss, gar nichts gebracht haben. Anschliessend wurden uns über eine längere Zeitspanne Verhandlungen vorge-

gaukelt, deren Ergebnis wir nur bekifft ertragen können, so wie es tatsächlich ist und auch wie es vermittelt wurde. Ich wünsche mir, dass unsere Landesregierung in Zukunft so honoriert wird, dass uns keine unterklassigen Juristinnen, keine Klavierlehrerin und kein eingehirateter Möchtegernunternehmer mehr zugemutet werden. Unsere Vorfahren haben unser Land kaum mit Fleiss und Sch weiss aufgebaut, um es durch Ignoranten vor die Hunde gehen zu lassen. *Kurt Groltmund, per E-Mail*

Mit wehenden Fahnen

Nr. 27 – «Frisch ist die Gotthardluft»; Christoph Landolt über den Gotthardverkehr

Als sich am Walensee der Strassenverkehr auf einer Strasse mit Gegenverkehr entlang des linken Ufers durch die mit zahlreichen Tunnels durchbohrte Bergflanke drängte, waren Staus an der Tagesordnung. Seit diese Strecke über zwei richtungsgetrennte Spuren abgewickelt wird, herrscht am Walensee eitel Freude, denn der Verkehr fliesst reibungslos und zur Zufriedenheit aller. Ausnahmen sind einzig Engpässe durch Baustellen oder wenn ein Unfall passiert. Ich kann die Urner nicht verstehen, dass sie nicht mit fliegenden Fahnen den Bau einer zweiten Gotthardröhre fordern und unterstützen, und zwar mit je zwei Spuren, damit sich der Verkehr durch den Berg wirklich flüssig abwickelt. Ein solches Projekt hilft den Alpen und der Natur mehr, als das sture Festhalten an der aktuellen Nadelöhrpolitik.

Karl J. Bischofberger, Küsnacht

Der Bundesrat, der in die EU will, muss die freie Wahl des Verkehrsmittels gewährleisten und dafür auch die Bundesverfassung aushebeln. Beides erreicht er mit dem Bau einer zweiten Strassenröhre am Gotthard. Die dreissig Milliarden-Neat hat dabei ausgedient, bevor sie in Betrieb genommen wird. Die Kommissare in Brüssel freut's. Der Bundesratsentscheid ist deshalb logisch und konsequent. Das eingereichte EU-Beitritts-gesuch ist nicht umsonst! *Albert Bissig, Chur*

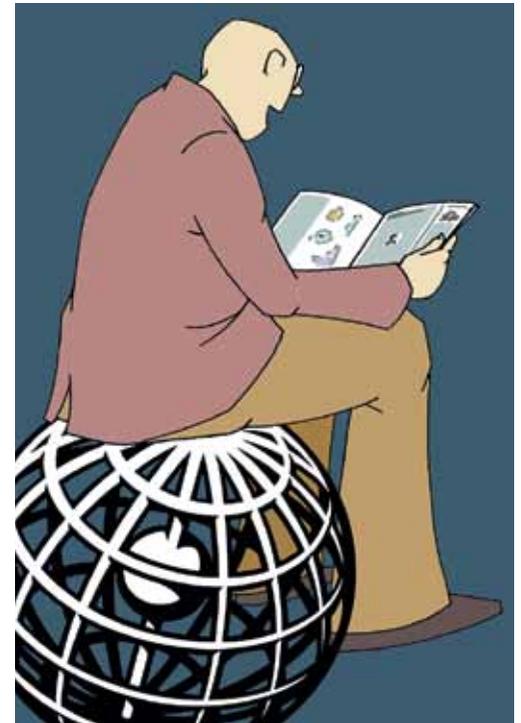
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



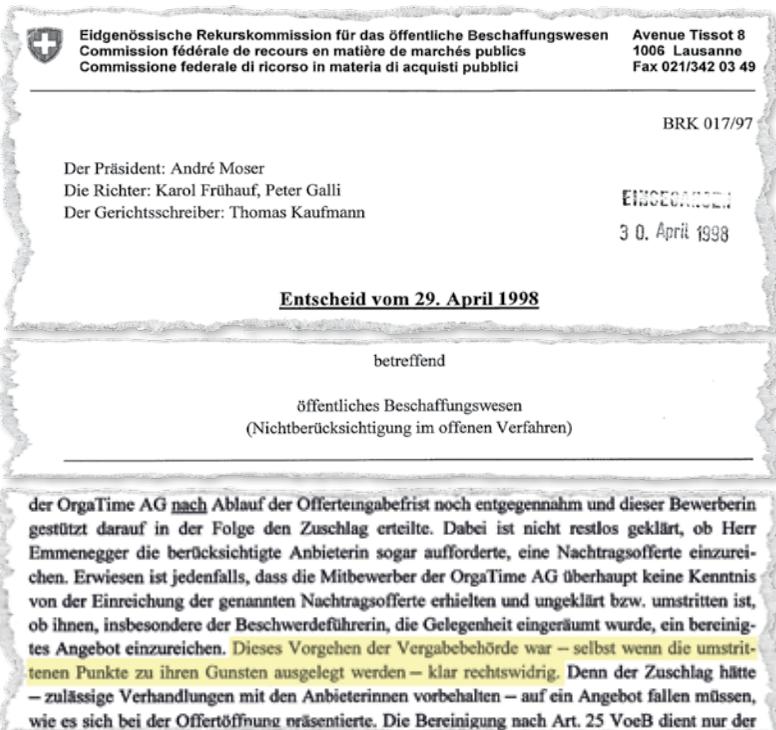
Darf man den Thiel vor dem Köppel lesen...?
Urs Stalder

Diese Frage stellt sich nur im Worst Case, nämlich für den Fall, dass Sie zwischen dem Lesen der beiden Artikel sterben sollten. Es stellt sich dann die Frage, ob Sie lachend oder weinend in den Himmel kommen wollen bzw. gut unterhalten oder gut informiert. Sollten Sie allerdings in die Hölle kommen, wäre es sicherlich von Vorteil, wenn Sie gut informiert darüber wären, wer dort was auf dem Kerbholz hat, damit Sie sich nicht wieder mit den selben Politikern einlassen bzw. in den gleichen Topf setzen. Da Sie aber als *Weltwoche*-Leser zweifelsfrei in den Himmel kommen, können Sie dies getrost mit einem Lächeln tun und den Thiel ohne Risiko zuerst lesen. *Andreas Thiel*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Willkür der «Beschaffungskönige»

Bei Ausschreibungen werden Markt und Wettbewerb vom Bund gezielt eingeschränkt. Bevorzugte Firmen erhalten Hilfe beim Aufbau von Produkten, die Konkurrenten längst fertig entwickelt haben. Eigentliche «Beschaffungskönige» lassen ihre Macht spielen. *Von Philipp Gut*



«Klar rechtswidrig»: Urteil der Rekurskommission gegen den Bund.

Innovativ: Unternehmer Muri.

Wenn der Bund mit dem Geld der Steuerzahler grössere Anschaffungen macht, dann sollte eigentlich der Wettbewerb spielen: mit dem Ziel, das beste und kostengünstigste Angebot auszuwählen. Eigentlich. Denn verschiedene Fälle, die in den vergangenen Wochen vor allem im Finanzdepartement (EFD) und im Informatikbereich aufgedeckt worden sind, zeichnen ein anderes Bild.

In der letzten Ausgabe schilderte die *Weltwoche* den Fall einer Firma aus dem luzernischen Sursee, die trotz eines sehr konkurrenzfähigen Angebots nicht zum Zug kam («Filz statt freier Markt», Nr. 27/12). Es ging um sogenannte Zeiterfassungsgeräte, die das Bundesamt für Bauten und Logistik (BBL) im Auftrag des EFD ausgeschrieben hatte. Obwohl das Angebot der Zeit AG fast vierzig Prozent günstiger war als dasjenige des schliesslich erfolgreichen Mitbewerbers Kaba, wurde der internationale Grossbetrieb aus dem zürcherischen Rümlang berücksichtigt. Offenbar stand Kaba schon von vornherein als Gewinnerin fest.

Dabei bedienten sich die Beschaffer eines Tricks. Die Ausschreibung war gezielt auf die Kaba AG zugeschnitten: mittels einer willkürlichen Spezifikation, die technisch zwar unnötig war, aber so nur von Kaba geliefert werden konnte. Dass das Angebot der siegreichen

Firma erheblich teurer war, spielte ganz offensichtlich keine Rolle. Markt und Wettbewerb waren ausgeschaltet.

Neue Recherchen zeigen jetzt: Das Vorgehen der Behörden in diesem Fall war, erstens, noch fragwürdiger als bekannt. Und zweitens handelt es sich keineswegs um einen Einzelfall. Die Zeit AG blickt auf eine rund zwanzigjährige Erfahrung mit dem Bund zurück. Die gesammelten Erlebnisse verdichten sich zum Verdacht, dass das Berner Beschaffungswesen oft eher ein -unwesen ist.

Folgeschweres «Versehen»

Diesen Schluss jedenfalls legen folgende Geschehnisse nahe. Die Ausschreibung für die Zeiterfassungsgeräte enthielt, wie erwähnt, eine merkwürdige Einschränkung: Für ein im Gesamtauftrag absolut nebensächliches Element, das verschiedene Hersteller in gleichwertiger Qualität liefern können, wurden ausschliesslich zwei bestimmte Produkte zweier bestimmter Firmen verlangt, die traditionell eng mit Kaba zusammenarbeiten. Nur Kaba konnte letztlich den Auftrag punktgenau erfüllen. Um sich zu vergewissern, ob tatsächlich diese beiden Produkte zwingend vorgeschrieben seien, fragten die Zeit AG sowie weitere Mitbewerber beim Finanzdepartement nach. Die Antwort kam, aber sie kam zu spät: erst

zwei Tage nach Ablauf der Anfechtungsfrist gegen die Ausschreibung. Das Bundesamt für Bauten und Logistik gestand den Fehler ein: «Wir entschuldigen uns für das Versehen», schrieb es den benachteiligten Firmen per E-Mail.

Dieses «Versehen» hatte Folgen für die Mitbewerber der Kaba AG, die sich aufgrund der verspäteten Antwort um die Möglichkeit geprellt sahen, die in ihren Augen diskriminierende Ausschreibung anzufechten. Es blieb ihnen, einige Zeit später, nur noch ein Weg: die Anfechtung des Zuschlags an die Kaba AG (und nicht mehr die Anfechtung der Ausschreibung). Tatsächlich gelangte die Zeit AG an das Bundesverwaltungsgericht. Doch dieses wies die Beschwerde ab, mit der Begründung, das Veto hätte schon gegen die Ausschreibung eingelegt werden müssen; jetzt, nach erfolgtem Zuschlag, komme es zu spät.

Es ist eine Argumentation, die sich in den Schwanz beisst und das Gerechtigkeitsempfinden zumindest der juristischen Laien strapaziert. Für das angebliche Versehen und die verspätete Antwort auf die entscheidende Frage der Kaba-Konkurrenten wurden diese bestraft – und nicht etwa der saumselige Bund.

Offenbar aber merkte selbst die Beschaffungsstelle, dass das Verfahren Mängel auf-

wies, die schwer zu begründen waren. Das BBL griff, um die Beschwerde der Zeit AG zu kontern, auf die Zürcher Nobelanwälte Walder, Wyss & Partner zurück, obwohl das Amt über eigene Rechtsdienste verfügt. Im Lauf des Beschwerdeverfahrens wurde plötzlich die Argumentation geändert, wohl im Bemühen, die Lücken in der eigenen Abwehr zu decken. Dabei verstrickte man sich allerdings in neue Widersprüche.

«Hören Sie auf, Offerten zu schreiben»

Beim sogenannten Debriefing, einem abschliessenden Gespräch zwischen den nicht berücksichtigten Bewerbern und den Beschaffern, hätten diese sichtlich nervös reagiert, erinnern sich die Vertreter der Zeit AG. Neuerdings behauptete das BBL, die Zeit AG sei aus dem Wettbewerb ausgeschlossen worden, weil sie die Anforderungen – eben jene kuriose Hersteller-Spezifikation – nicht erfüllt habe. Dennoch habe man die Offerte bewertet.

Das klingt kompliziert und widersprüchlich – und ist es auch. Der angebliche Ausschluss und die gleichzeitige Bewertung des Angebots: das geht nicht zusammen. Tatsache ist, dass die Zeit AG über den angeblichen Ausschluss vom Bewerbungsverfahren ebenfalls – wie bei der Frage nach den verlangten Spezifikationen – erst nachträglich informiert worden ist. Damit war sie der Möglichkeit beraubt, den Ausschluss anzufechten, was sie laut Firmeninhaber Ivo Muri denn auch «sofort» getan hätte. Der ganze Wirrwarr sieht sehr danach aus, als hätte man dem Unternehmen jede Einsprachemöglichkeit nehmen wollen. «Mit einem fairen und korrekten Verfahren», ist Zeit-AG-Chef Muri überzeugt, «hat das nichts zu tun.» Offensichtlich sollte Kaba den Zuschlag erhalten, koste es, was es wolle.

Die geschilderten Vorfälle spielten sich 2011 und 2012 ab, erst am 18. Mai dieses Jahres wies auch das Bundesgericht die Beschwerde der Zeit AG mit einer formaljuristischen Begründung ab. Sie sei zu «einzelfallorientiert», befanden die Richter, und rufe deshalb nicht nach einer «höchstrichterlichen Klärung».

Ein Einzelfall? Darüber liesse sich streiten. Die Erfahrungen der Zeit AG mit der Bundesverwaltung deuten eher darauf hin, dass die Mängel und Tricksereien in der Vergabepraxis des Bundes System haben. Das KMU aus Sursee hat mehrfach erlebt, dass seine innovativen Produkte auf dem Gebiet der digitalen Zeiterfassung zum Teil trotz gewonnener Ausschreibungen von gewissen «Beschaffungskönigen» (Ivo Muri) in der Verwaltung sabotiert worden sind. Gleichzeitig hat der Bund versucht, Konkurrenten aufzubauen – mit dem Geld der Steuerzahler.

Die Geschichte beginnt im Sommer 1992. Damals testete das Generalsekretariat des Jus-

tiz- und Polizeidepartements (EJPD) ein elektronisches Zeitsystem der Surseer Firma. Der Test fiel positiv aus, das System wurde zur Beschaffung freigegeben. In der Folge wurde das Unternehmen mit Aufträgen aus dem EJPD überhäuft. Auch aus anderen Departementen kamen Offertanfragen, vor allem aus dem Volkswirtschaftsdepartement (EVD).

Doch das gefiel nicht allen in Bern, insbesondere nicht einem gewissen Beat Galliker, Sektionsleiter Bürotechnik und später Chef der Eidgenössischen Drucksachen- und Materialzentrale (EDMZ). Denn die EDMZ versuchte, basierend auf einem Bundesratsbeschluss von 1988, eine Stempeluhr in der Verwaltung durchzusetzen. Man hatte sich für ein klassisches – nicht elektronisches – System namens Alona entschieden. Doch auch nach fünf Jahren war Alona noch nicht fertig entwickelt, überdies war die Uhr im Vergleich zum elektronischen Muri-System veraltet.

Alona-Verfechter Galliker versuchte mit Verbündeten den erfolgreichen Konkurrenten wegzudrängen. Zu Gallikers Vertrauten zählte Heinz Lang, Departementsinformatiker des EVD. Gemäss Ivo Muri rief Lang ihn eines Tages an und warnte ihn vor weiteren Eingaben: «Wenn Sie nicht sofort aufhören, Offerten zu

Das beste Angebot zu haben, ist beim Bund offensichtlich nicht entscheidend.

schreiben, Sorge ich dafür, dass Sie nie mehr etwas verkaufen in der Bundesverwaltung», soll Lang gesagt haben.

Der Kampf der Systeme spitzte sich zu. 1993 erwirkten Galliker und Lang einen bundesweiten Beschaffungsstopp, mit Ausnahme des Systems Alona. Doch obwohl offiziell ein Stopp herrschte, wurde, wie die Mitbewerber erst später erfuhren, mit Hilfe des Volkswirtschaftsdepartements eine neue Firma namens Orgatime aufgebaut. Unter der Aufsicht von Departementsinformatiker Lang durfte sie mit Bundesgeldern während dreier Jahre nachprogrammieren, was die private Zeit AG bereits fertig entwickelt hatte.

Wanderer zwischen den Welten

Der nächste Akt begann mit dem Jahr 1996. Damals startete die Ausschreibung für einen sogenannten Bundesterminal, wo man sich mittels Badge an- und abmelden konnte. Auch die Zeit AG bewarb sich, zu den Konkurrenten zählte die heimlich mit Bundeshilfe aufgebaute Orgatime. Die Leitung der Ausschreibung oblag dem Chefinformatiker des Innendepartements, Joseph Emmenegger. Das klar günstigste Angebot kam von der Zeit AG – was den Bundesinformatikern, die voll auf «ihr» Orgatime-Produkt setzten, nicht in den Kram passte. Am 6. August 1997 rief EDI-Inforna-

tiker Emmenegger Zeit-AG-Chef Muri an und bestätigte ihm, mit Abstand am günstigsten offeriert zu haben. Der zweitgünstigste Anbieter sei doppelt, der teuerste sogar viermal so teuer wie das Angebot von Muri. Dennoch erhielt dieser nicht den Zuschlag. Es kam zu einem kuriosen Vorgang: Im Gespräch versuchte Emmenegger den Preis von Muris Offerte nicht etwa zu drücken, um die Bundesfinanzen zu entlasten. Ganz im Gegenteil: Er wollte den Preis von Muris Angebot in die Höhe treiben. Nachträglich änderte er die Offerte der Zeit AG mittels einer Aktennotiz ab. Ziel der Manipulation war es, das Topangebot der Zeit AG so zu verändern, dass der Zuschlag an die Wunschlieferantin Orgatime gehen konnte, die offensichtlich von Anfang an als Gewinnerin feststand.

Und siehe da: Offiziell wurde verkündet, Orgatime habe das beste Angebot geliefert, worauf die Firma den Zuschlag erhielt. Die Zeit AG liess sich das willkürliche Gebaren nicht bieten und reichte bei einer Vorläuferin des Bundesverwaltungsgerichts, der Rekurskommission für das öffentliche Beschaffungswesen, Beschwerde gegen das getürkte Verfahren ein. Die Zeit AG bekam recht. Mit Entscheid vom 29. April 1998 wurde der Zuschlag der EDMZ an die Orgatime aufgehoben. «Dieses Vorgehen der Vergabebehörden war – selbst wenn die umstrittenen Punkte zu ihren Gunsten ausgelegt werden – klar rechtswidrig», befand die Rekurskommission.

Trotz dieses klaren Verdikts sperrten sich die Beschaffungskönige weiter; das beste Angebot zu haben, ist beim Bund offensichtlich nicht entscheidend. Ähnliche Vorgänge wiederholten sich alle paar Jahre in schöner Regelmässigkeit. Wann immer die Zeit AG ein innovatives Produkt vorlegte, versuchte der Bund mit teilweise grosszügiger Unterstützung durch Steuergelder ihm genehme Konkurrenten aufzubauen.

So geschehen ab dem Jahr 2004. Damals bot nur die Zeit AG ein Erfassungssystem mit Browser-Technologie an. Und was machte der Bund? Man ahnt es: Er baute einen Mitbewerber neu auf. Diesmal war es der deutsche Grosskonzern SAP, der bis dato gar nicht im Bereich der Zeiterfassung tätig gewesen war. Wie eng dabei die Verflechtungen zwischen den Beschaffern und favorisierten Firmen waren, zeigt der Werdegang eines gewissen Richard Schären, Beamter im Finanzdepartement und Mitglied des Informatikstrategieorgans Bund (ISB). Schären war ein ehemaliger Mitarbeiter der Zeit AG. Dann wechselte er zu SAP. Von SAP ging Schären zum Bund, wo er als «Unternehmensarchitekt» dafür verantwortlich war, SAP-Produkte in der Verwaltung flächendeckend durchzusetzen. Heute wirkt der smarte Wanderer zwischen den Welten wieder bei SAP. Sein Kerngebiet ist die öffentliche Verwaltung. ○

Der Milieukönig und die Beamtin

Mit einem raffinierten Manöver versuchte der Basler Regierungsrat Hans-Peter Wessels von Misständen in seinem Amt abzulenken. Wie Akten der Staatsanwaltschaft zeigen, sind die Verflechtungen seines Departements mit dem Rotlichtmilieu indes alles andere als harmlos. *Von Alex Baur*



Keine Antworten auf unangenehme Fragen: Politiker Wessels (SP).

Wenn es um Bewilligungen fürs Gastgewerbe geht, können die Behörden in Basel sehr streng sein. Das musste der junge Wirt Cyril Müller erfahren, der im letzten Mai das Restaurant «Basilisk» an der Klingentalstrasse in Kleinbasel übernahm. Der Handwechsel ging innerhalb weniger Tage über die Bühne, und Müller hatte in der Hitze des Gefechtes vergessen, sich als neuer Patent-Inhaber beim zuständigen Bau- und Verkehrsdepartement (BVD) anzumelden. Das war, wenn auch bloss eine Formsache, zweifelsohne ein Fehler. Die beim BVD für Wirtebewilligung zuständige Beamtin ahndete den Regelverstoss knallhart und verfügte die sofortige Schliessung des Restaurants «Basilisk» auf unbestimmte Zeit.

Das Bewilligungsverfahren, so teilte man Müller beim Amt mit, nehme mindestens einen Monat in Anspruch. Und so lange bleibe das «Basilisk» auf jeden Fall geschlossen. Der

Wirt konnte sich ein derartiges Fiasko zum Start schlicht nicht leisten, es hätte für ihn den Ruin bedeutet. Also teilte er dem Amt mit, er werde sich über den Schliessungsbefehl hinwegsetzen und die entsprechende Busse billigend in Kauf nehmen. Der Wirt hatte die Rechnung ohne die Beamten gemacht. Fünf Mal kontrollierten diese in den folgenden Tagen sein Lokal – um dem Neuling jedes Mal von neuem eine Busse aufzubrummen.

Es geht auch ganz anders

Wenn es um Wirtebewilligung geht, können die Behörden in Basel allerdings auch recht kulant sein. Wenige Schritte vom Restaurant «Basilisk» entfernt, an der Webergasse 28, befindet sich das «Adagio», eine sogenannte Kontaktbar (auf Deutsch: ein Bordell mit Ausschank). Gemäss Betriebsbewilligung dürfte das «Adagio» am Samstag zum Beispiel erst ab

17 Uhr seinen Betrieb aufnehmen. Tatsächlich öffnet das Lokal aber regelmässig bereits um 11 Uhr. Wirt Beat Emmenegger räumt diesen Verstoss unumwunden ein: «Wir halten das seit Jahren so, bislang hat noch keiner reklamiert.»

Tatsächlich beschwerten sich lärmgeplagte Nachbarn an der Webergasse immer wieder bei der Polizei über Verstösse gegen die Öffnungszeiten, allerdings eher in der Nacht. Konsequenzen, so klagten sie, habe das kaum. Die Polizei schaue bestenfalls kurz vorbei und belasse es in der Regel bei einer formlosen Ermahnung. Für den in Basel seit Jahren als «Milieu-König» apostrophierten Beat Emmenegger, so scheint es, haben Regeln und Gesetze eher den Charakter von Empfehlungen.

So wird im «Adagio» trotz Rauchverbot munter gepafft. Obwohl er als Patent-Inhaber «im Rahmen der üblichen Normalarbeitszeit zur Präsenz im Betrieb verpflichtet» wäre, weilt Emmenegger mehrmals jährlich wochenlang in Thailand, wo er über einen Zweitwohnsitz verfügt. Ob die Kameras, mit denen (ohne entsprechendes Avisieren) die Gäste in der Rotlicht-Bar gefilmt werden, ein rechtlich zulässiger Ersatz für den Patent-Inhaber sind, erscheint doch eher fraglich. Man könnte sich auch fragen, ob ein faktischer Bordellbetrieb – unter anderem auch unter dem Aspekt des Brandschutzes – überhaupt zulässig ist. Doch weil sie keine Bewilligung haben, existieren die Bordelle für die Ämter gar nicht.

Solche Fragen scheinen beim zuständigen Bau- und Verkehrsdepartement niemanden gross zu kümmern. Dabei müsste zumindest die für Wirtebewilligungen zuständige Chefbeamtin Miranda Bettler bestens im Bilde sein. Sie wohnt nämlich an der Webergasse 9, als Mieterin des besagten Beat Emmenegger, mitten im Kleinbasler Sündenpfuhl. Sie ist mit dem Milieu-König sogar derart eng befreundet, dass sie zusammen mit ihrem Mann, der als Hauswart für Emmenegger tätig ist, auch mal die Ferien bei diesem in Thailand verbringt. Dort musste das Ehepaar Bettler nicht einmal Miete bezahlen.

Wie problematisch die Nähe der Chefbeamtin zum Kleinbasler Rotlichtkönig ist, zeigt das Beispiel des «Roten Katers», einer Kontaktbar, die ebenfalls Emmenegger gehört und die an der Webergasse 7 liegt, also unmittelbar neben Bettlers Wohnhaus. Seit dem 15. Juni hat der Pächter des «Roten Katers», ein gewisser Udo Spielmann, ein kleines Problem:

Der Angestellte, der für ihn das Wirtepatent hielt, quittierte seinen Job. Seither ist die Bordell-Bar bewilligungstechnisch gleichsam verwaist. Spielmann suche sogar per Inserat nach einem neuen Patent-Inhaber, heisst es. Eine Bardame, die in einem anderen Lokal arbeite, soll ihm ihre Lizenz vorübergehend zur Verfügung stellen. Ob diese Version stimmt, konnte nicht überprüft werden. Spielmann war für eine Stellungnahme nicht erreichbar.

Werden die Chefbeamtin Bettler und ihre Mitarbeiterinnen gegen die Besitzer des «Roten Katers» notfalls ebenso gnadenlos vorgehen, wie sie gegen den eingangs erwähnten Neuling vom «Basilisk» vorgegangen sind? Ist Bettler in den Ausstand getreten? Wie unbefangen ist ihre Stellvertreterin? Die *Weltwoche* hat beim BVD schriftlich um Auskunft gebeten. Doch dort will man nicht einmal preisgeben, wie der aktuelle Patent-Inhaber des «Roten Katers» heisst, sofern es überhaupt einen gibt. «Zu einem hängigen Verfahren können wir keine Auskunft erteilen», heisst es lapidar. Es wird auf die amtlichen Publikationen verwiesen. Bis Redaktionsschluss lag keine aktuelle Verlautbarung vor. Offiziell wird der

Schweigen, vernebeln, ablenken – mit dieser Strategie reagierte das Bau- und Verkehrsdepartement.

«Rote Kater» nach wie vor vom Gerant geführt, der nicht mehr dort arbeitet.

Schweigen, vernebeln, ablenken – mit dieser Strategie reagierte das Bau- und Verkehrsdepartement unter der Leitung von Regierungsrat Hans-Peter Wessels (SP), seit die *Weltwoche* die verfänglichen Beziehungen und lockeren Sitten im Kleinbasler Sex- und Wirtemilieu in der Ausgabe vom 24. Mai erstmals thematisierte. Wessels zeigte sich in einer düren Stellungnahme damals lediglich erstaunt über die «Konstellation», die ihm nicht bekannt gewesen sei, und kündigte eine Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft an.

Die schnelle Staatsanwaltschaft

Ermittlungen im Wirtschaftsbereich sind kompliziert, dauern in der Regel Jahre. Doch wenn es sein muss, kann die Basler Staatsanwaltschaft extrem schnell sein. Am 26. Juni, ziemlich genau einen Monat nach Erscheinen des *Weltwoche*-Artikels, teilte sie per Communiqué mit, das Verfahren gegen Bettler und Emmenegger habe keinerlei Anzeichen auf Bestechung zutage gefördert und sei mit einer sogenannten Nichtanhandnahme erledigt worden. Gleichentags – die Verfügung der Staatsanwaltschaft war noch nicht einmal rechtskräftig – doppelte Wessels Departement mit einer geharnischten Verlautbarung nach. Das Verfahren habe gezeigt, dass die «Anschuldigungen» jeder Grundlage entbehrten.

«Angesichts der in der *Weltwoche* erhobenen offensichtlich haltlosen Vorwürfe und Verdächtigungen», heisst es zum Schluss, «prüft das BVD rechtliche Schritte gegen die *Weltwoche*.» Für weitere Auskünfte könne man sich an Pressesprecher Marc Keller wenden.

Tatsächlich gab es eine ganze Reihe von Fragen, die wir gerne geklärt hätten. Was genau soll am Artikel der *Weltwoche* konkret falsch sein und müsste allenfalls richtiggestellt werden? Unter welchem Rechtstitel will wer rechtlich gegen das Blatt vorgehen? (Bis zur Stunde warten wir vergeblich auf die angekündigte Klage.) Und vor allem: Erachtet Regierungsrat Hans-Peter Wessels die Konstellation – Chefin über Wirtebewilligungen wohnt bei Milieuwirt und lässt sich von diesem in die Ferien einladen – als unproblematisch und tolerier-



Ohne Patent? Kontaktbar «Roter Kater».

bar? Wenn ja, warum wurde die Staatsanwaltschaft eingeschaltet? Wenn nein, welche Konsequenzen sind daraus zu ziehen?

Mit solch unangenehmen Fragen mag sich in Basel niemand ernsthaft befassen. Dabei stünden demnächst Wahlen an; eine gute Gelegenheit, um die Politiker und ihre Ämter auf Herz und Nieren zu prüfen. Stattdessen übernahmen die meisten lokalen Medien das offizielle Dementi, ohne es zu hinterfragen. Auch die vermeintlich aufmüpfige *Basler Zeitung*. Statt nachzufragen, veröffentlicht das Blatt einen seitenfüllenden Bericht über die Slogans des kommenden Wahlherbstes, die netten Gesichter, die dem Stimmvolk demnächst von den Plakatwänden entgegenlächeln werden und die Ferienpläne der Regierungsräte. «Bei uns herrscht Normalbetrieb», liess sich Hans-Peter Wessels in der *BaZ* zitieren. Er plane demnächst eine lockere Velotour mit seiner Frau.

Weder Wessels noch sein Sprecher mochten die Fragen der *Weltwoche* beantworten, schriftlich oder mündlich. Das heisst: Sie mögen überhaupt nicht mit der *Weltwoche* reden und verhängten kurzerhand eine Kommunikationsperre. Auch die Staatsanwaltschaft weigerte sich, ihre Nichtanhandnahmeverfügung zu begründen. Es blieb also nichts anderes übrig, als den Zugang zum Dokument über den Rechtsweg zu erstreiten. Weil in diesem Fall alles seine formelle Richtigkeit haben musste, galt es die Rechtskraft der Verfügung abzuwarten. Inzwischen liegt das zweiseitige Papier vor. Und siehe da: Entgegen allen Dementis bestätigt es die Darstellung der *Weltwoche* in allen wesentlichen Punkten.

Wie der Verfügung – das Dokument ist auf der Website der *Weltwoche* einsehbar – zu entnehmen ist, hat die Staatsanwaltschaft alle Bewilligungen, Verfügungen und amtlich registrierten «Vorkommnisse» der letzten zehn Jahre bei der Gastgewerbe-Abteilung geprüft, soweit diese Emmeneggers Betriebe betreffen. Dabei seien keine Unregelmässigkeiten festgestellt worden. Sodann wurden Bettler und Emmenegger befragt. Dabei hat sich bestätigt, dass die Chefbeamtin effektiv eine «ca. 84 m²» grosse Maisonettewohnung an der Webergasse 7 von Emmenegger gemietet hat und dass sie zusammen mit ihrem Mann gratis in Emmeneggers Haus in Thailand logierte.

Da die Beamtin ihren Mietzins in Kleinbasel stets bezahlt habe, sei keine Vorteilsgewährung ersichtlich. Etwas heikler ist die Geschichte um das Ferienhaus in Thailand, das Miranda Bettler nutzen durfte. Weil Beat Emmenegger sein Haus auch anderen Freunden kostenlos zur Verfügung stellte, könne ihm aber nicht nachgewiesen werden, dass er die Chefbeamtin «angefüttert» habe «im Hinblick auf ihre zukünftige Amtsführung». Auch hätte Bettler im Amt nicht alleine entscheiden können.

«Nicht unproblematische Konstellation»

Ein Persilschein, wie Wessels glauben machen will, bedeutet die Verfügung freilich keineswegs. Sie bestätigt lediglich, dass keine konkreten Hinweise auf Bestechung vorliegen – und dementiert damit einen Vorwurf, der zumindest von der *Weltwoche* nie erhoben wurde. Vielmehr geht es um eine Konstellation, die im Volksmund als Filz bezeichnet wird: Freundschaftliche und wirtschaftliche Bande zwischen einer Aufsichtsbehörde und jenen, welche diese beaufsichtigen sollten.

Das Problem liegt vor allem im Ermessen, das ein Amt im Einzelfall zugunsten oder gegen einen Bürger auslegen kann. Das hat offenbar auch die Staatsanwaltschaft erkannt, schreibt sie doch von einer «möglicherweise nicht unproblematischen Konstellation», die vom Strafrecht indes nicht erfasst werde. Genau darum geht es. ○

Im Reich der Süsswasser-Kapitäne

Die Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft hält sich mit Tiefstpreisen die Konkurrenz vom Leib. Der Betrieb lebt von Steuergeldern, zieht Kritiker vor Gericht und stiehlt sich gerne aus der Verantwortung – mit grosszügiger Unterstützung von Polizei und Justiz. Von Lucien Scherrer und Simon Zangger (Bild)



«Stopfleber»: ZSG-Kritiker und Schiffshändler Leo Ullmann vor der «Panta Rhei».

Der Mann am Schalter hat gerade keine Zeit. Er starrt eine halbe Minute in den Bildschirm, bevor er sich dazu bequemt, den Kunden zu bedienen. Schnell händigt er das Billett für das Lunch-Schiff aus, um sich wieder dem Bildschirm zuzuwenden. Den Abschiedsgruss ignoriert er. Das Billett kostet acht Franken, mit Halbtaxabonnament. Auch die japanischen Touristen, die lachend ihre Riesenkameras schwenken, geraten an der Kasse in Verzückung: Solche Preise haben sie in der Schweiz wohl selten gesehen.

Es gibt ihn noch, den guten alten Staatsbetrieb, der weder Freundlichkeit noch Gewinn nötig hat: Die Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft (ZSG), ein eidgenössisch konzessioniertes Unternehmen, zuständig für den Passagiertransport auf dem Zürichsee und der Limmat. Obwohl formell eine Aktiengesellschaft, ist die ZSG ein Monopolist, der seit 1990 aus dem

staatlichen Topf des Zürcher Verkehrsverbundes (ZVV) gespeist wird. Konkurrenz? Gibt es keine, bei den Preisen. Kritiker? Schimpfen nur hinter vorgehaltener Hand – bis auf Leo Ullmann. Der 69-jährige Schiffshändler steht auf der Anlegestelle am Zürcher Bürkliplatz. Mit seinen roten Jeans, seinem weissen Bart und seiner Postbotentasche könnte man ihn für einen Gympi-Lehrer halten, der den Idealen von 68 nachhängt. Tatsächlich ist der gelernte Goldschmied ein 68er, aber staatsgläubig war er noch nie, im Gegenteil: «Ich bin eher anarchistisch veranlagt.»

Jeder Passagier wird subventioniert

Seine anarchische Ader hat Ullmann die ZSG, diese «Stopfleber», wie er sie nennt, schon öfter spüren lassen. Er deckt sie mit Briefen ein, kritisiert sie in der Presse und hält ihre Sünden mit der Kamera fest: unnötige Kavaliertarts,

brenzlige Situationen mit Schwimmern, Kapitäne, die Sandwiches kauen und Fahrgästen den Weg versperren. «Es ärgert mich, dass sie ihre Arbeit derart schlecht machen», sagt Ullmann und blickt auf den wolkenverhangenen See hinaus. Die «Panta Rhei» ist im Anzug, ein klobiges, dreistöckiges Gebilde aus Stahl und Glas, das durch die Wellen wankt. Ullmann: «Ah, da kommt ja das Geschwür.»

Drinnen, im Speisesaal, ist etwa ein Drittel der Plätze belegt. Ullmann schlägt den *Tages-Anzeiger* auf, zeigt auf einen Artikel. Die Schlagzeile lautet: «Defekte Zürichsee-Schiffe». Das Motorschiff «Helvetia», ist zu lesen, hat einen kapitalen Motorschaden, das 850-PS-Aggregat muss nach nur 15 000 Stunden Laufleistung ersetzt werden. Und die Dampfmaschine der «Stadt Zürich», die in den letzten Monaten für zwei Millionen Franken saniert wurde, hat sich auf der Jungfernfahrt überhitzt. «Ein

privates Unternehmen könnte wegen solcher Fehler in arge Schwierigkeiten geraten», sagt sich Ullmann. «Aber bei der ZSG braucht man sich nicht um das Geld zu sorgen.» Was ist faul im Reich der Süsswasser-Kapitäne?

Glaubt man der ZSG, schwimmt das Unternehmen von Erfolg zu Erfolg. «Schon wieder Passagierrekord!», «Fantastischer Frühling», so lauten die Meldungen der PR-Stelle des Betriebs, die von der Tagespresse willfährig abgedruckt werden. Man fühlt sich ein wenig an die kommunistische *Prawda* erinnert, welche die «Erfolge» der sowjetischen Wirtschaft mit Schlagzeilen wie «Rekordernte in der Ukraine» oder «Industriekonglomerat Stern von Nowosibirsk übertrifft Vorgaben des Fünfjahresplans um 200 Prozent» feierte.

Im letzten Jahr, so konnte man der *Zürichsee-Zeitung* vom 13. Januar entnehmen, hat die ZSG 1,82 Millionen Passagiere befördert – und damit das zweitbeste Resultat ihrer Geschichte erzielt. Doch die Sache hat einen Haken. Denn das «Resultat» bezieht sich allein auf die Passagierzahlen und hat mit Geld wenig zu tun. Jeder Passagier wird indirekt mit Steuergeldern subventioniert, weil die Billette innerhalb des ZVV zu Spottpreisen verkauft werden. Wer ein Halbtax besitzt, kann den ganzen Tag auf dem See herumfahren – für zwölf Franken. Und wer ein Generalabonnement hat, bezahlt gar nichts. Damit ist die ZSG der Aldi unter den schweizerischen Schifffahrtsgesellschaften. Am Vierwaldstätter- oder Thunersee bezahlt man etwa doppelt so viel – kein Wunder, runzelt man dort über die generösen Zürcher die Stirn.

Wie sich die Preispolitik auf die Kostendeckung auswirkt, ist dem Geschäftsbericht zu entnehmen: 2011 wurde die ZSG vom ZVV mit 18,8 Millionen Franken gefüttert. Aus dem Personenverkehr und Pachtverträgen flossen gerade mal 6,8 Millionen Franken zurück. Mit anderen Worten: Der Kanton verschenkte 12 Millionen Franken.

Mehr Luft statt mehr Geld

Doch die Ticketpreise will die ZSG partout nicht erhöhen. Lieber jammert sie über Kapazitätsengpässe, die sie mit Dumpingpreisen selber verursacht. 2009 rief das Management die Arbeitsgruppe «Horizonte» ins Leben, die fast drei Jahre über der Frage brütete, wie man die steigenden Passagierströme bewältigen könnte. Sogar einen «Seezuschlag» auf die ZVV-Abos fasste sie ins Auge. Doch am 25. Mai verkündete Pressesprecherin Conny Hürlimann, dass die Preise nicht angetastet würden. Dafür wolle man die Abfahrtszeiten «entflechten» und am Fahrplan herumschrauben, um ein wenig «Luft zu erhalten».

Der Grund für den Eiertanz ist einfach. Die Subventionen des ZVV werden aufgrund der Passagierzahlen berechnet. Je mehr Passagiere angelockt werden, desto mehr Geld fliesst. Warum soll man da wirtschaftlicher werden?

Der Presse war die jüngste Farce um die Preispolitik keine kritischen Kommentare wert. Vielleicht lag das daran, dass die ZSG nicht nur auf einen Zuschlag, sondern vorläufig auch auf den Kauf eines weiteren Schiffes – geschätzte Kosten: 16 Millionen Franken – verzichtet.

Die *let it flow*-Mentalität des Betriebs lässt sich besonders schön am Beispiel der «Panta Rhei» (zu deutsch: alles fliesst) aufzeigen – jenem Prestigeprojekt des ZSG-Managements, das zum Spott der Nation wurde. Schon das Design des «Glaskastens» sorgte für Irritation. Dann, auf der Jungfernfahrt im Frühling 2007, warf das Schiff viel zu hohe Wellen. Verdutzt mussten die «Panta Rhei»-Eigner später feststellen, dass ihr Prunkstück 450 statt wie vorgesehen 380 Tonnen wog – und auch noch schief im Wasser lag.

Das Schiff musste umgebaut und mit dicken Schwimmern versehen werden. Die Arbeiten verschlangen 1,5 Millionen Franken. Ein ganzes Jahr konnte die «Panta Rhei» nicht fahren. Wie hoch die Ertragsausfälle waren, will die ZSG bis heute nicht verraten. Sicher ist: Sie

Dürfte ein Lastwagenfahrer, der einen Passanten überfährt, auf derartige Nachsicht zählen?

wäscht ihre Hände in Unschuld. Schuld sollen die anderen sein, die österreichische Öswag-Werft in Linz und das deutsche Ingenieurbüro Buchloh. Dass diese Sündenböcke die Vorstellungen der ZSG umsetzten, interessiert das Management nicht: Man habe ein gebrauchsfertiges und einwandfreies Schiff bestellt, aber nicht bekommen, lautet der Tenor. Dabei hatte die Öswag ihren Auftraggeber mehrmals gewarnt, dass die Sache schiefgehen könnte. Dass die Schuldfrage keineswegs so klar ist, wie man das in Zürich gern hätte, zeigt der Vergleich, der Ende 2009 mit der Öswag-Werft abgeschlossen wurde: Die Österreicher verpflichteten sich, 52 Prozent der Umbaukosten zu übernehmen. Die ZSG feierte das als Erfolg – und will jetzt auch Buchloh vor Gericht zeren. «Wir haben im letzten September Klage eingereicht», sagt ZSG-Direktor Hans Dietrich der *Weltwoche*. Buchloh will sich gar nicht äussern. Ob für die ZSG viel Geld rausspringen wird, ist jedenfalls fraglich.

Sicher ist: Wenn es darum geht, ihren Ruf zu retten, scheut die Schifffahrtsgesellschaft keinen Aufwand. Justiz und Polizei stehen ihr dabei gerne zu Diensten, wie ein Badeunfall vom 15. Juli 2008 zeigt. Damals wurde eine Schwimmerin vor dem Hafen Enge vom Limmatschiff «Regula» erfasst und schwer verletzt. Über den Unfallhergang gibt es zwei Versionen: Die Schwimmerin behauptete, sie sei etwa vierzig Meter vom Boot entfernt gewesen, als dieses plötzlich rückwärtsgeschossen sei. Die Besatzung sagte aus, dass man nur «eine Boots-

länge» zurückgesetzt habe – und dass die Verunfallte «unmittelbar» hinter dem Schiff geschwommen sei. Diese Version wurde von der Polizei sogleich übernommen und an die Presse weitergegeben, bevor irgendwelche Untersuchungsergebnisse vorlagen. Da sich die Schwimmerin im Badeverbot aufgehalten hatte, war die Botschaft klar: Selber schuld.

Später wurde alles unternommen, um die Besatzung reinzuwaschen, wie den Gerichtsakten zu entnehmen ist. Denn es stellte sich heraus, dass ein Matrose das Boot lenkte, der den Fahrausweis für Passagierschiffe gar nicht besitzt – und dass es niemand für nötig hielt, beim Ablegen nach hinten zu schauen.

Auf dem See gelten andere Gesetze

Nur einen Tag nach dem Unfall besuchten zwei Polizisten das Opfer im Spital – und brachten die morphiumbetäubte Frau dazu, eine Erklärung zu unterschreiben, mit der sie auf eine Strafanzeige wegen Körperverletzung verzichtete. Später widerrief die Frau ihre Erklärung und reichte eine Anzeige ein. Das Verfahren ist immer noch hängig, wie Staatsanwältin Gabi Akalay auf Anfrage erklärt. Sprich, es dümpelt seit vier Jahren vor sich hin.

Dürfte ein unerfahrener Lastwagenfahrer, der einen Passanten überfährt, auf derartige Nachsicht zählen? Auf dem See gelten offenbar andere Regeln. Im Januar deckte die NZZ auf, dass die ZSG den Unfall nicht einmal bei der Unfalluntersuchungsstelle Bahnen und Schiffe (UUS) in Bern gemeldet hat. Damit drückte sie sich vor einer unabhängigen Untersuchung. Ein klarer Regelverstoss, den ZSG-Direktor Dietrich mit Ausflüchten – man habe den Vorfall der falschen Stelle gemeldet – schönzureden versuchte. Doch in Bern schüttelt man über die Zürcher nur noch den Kopf: «Meine Erfahrung ist, dass sich die Parteien nach unabhängigen Untersuchungen von uns meistens gütlich einigen», sagte UUS-Leiter Walter Kobelt gegenüber der NZZ. Die ZSG habe das offenbar noch nicht begriffen. Kein Wunder, habe sich der Fall zu einem langjährigen Rechtsstreit entwickelt.

Doch die Schifffahrtsgesellschaft geht offenbar gerne vor Gericht. So hat sie einen Prozess gegen Leo Ullmann vom Zaun gerissen, der bis heute schwelt. Das kam so: Wenige Tage nach dem Badeunfall vom 15. Juli 2008 verteilte der Schiffshändler in Zürich Flugblätter, in denen er der Besatzung die Schuld für den Vorfall zuwies. Zudem warnte er vor Sicherheitsmängeln auf den Limmatschiffen: Die Ausrüstung sei unvollständig und die Schiffe könnten nach einer Kollision innerhalb von wenigen Minuten sinken. Die Flugblattaktion dauerte kaum eine halbe Stunde. Dann kreuzte die Polizei auf, beschlagnahmte die Flugblätter und zeigte Ullmann an – mit der Begründung, dass er keine Bewilligung eingeholt habe. Später stellte sich heraus, dass die von der ZSG

veranlasste Intervention nicht rechtens war. Denn die Flugblätter waren, wie der Stadtrichter später feststellte, politischen Inhalts – weshalb sie ohne Bewilligung verteilt werden durften. Pikant ist zudem, dass das Bundesamt für Verkehr wenige Tage nach dem Unfall eine Überraschkontrolle auf der «Regula» durchführte, bei der die Sicherheitsausrüstung bemängelt wurde. Das hinderte die ZSG jedoch nicht im Geringsten daran, Ullmann vor Gericht zu zerren – und ihn wegen unlauteren Wettbewerbs auf über 12 000 Franken zu verklagen. «Die unzutreffenden und irreführenden Behauptungen von Herrn Ullmann erwecken einen negativen Eindruck beim Publikum», begründet das Hans Dietrich, «in Bezug auf die Sicherheit und Verlässlichkeit der ZSG, ihrer Schiffe und ihrer Mitarbeiter.»

In Feindschaft verbunden

Staatsanwalt Daniel Kloiber will Ullmann zu einer bedingten Geldstrafe von 6600 und einer Busse von 1500 Franken verknurren. Kloiber war erst kürzlich aufgefallen: Auf Anzeige einer muslimischen Mutter verfolgte er einen Lehrer wegen Pornografie, weil der mit seinen Schülern Frank Wedekinds «Frühlingserwachen» gelesen hatte. Kurz bevor es zum Prozess kam, zog er die Anklage zurück. Eine Blamage könnte dem Staatsanwalt auch im Fall Ullmann drohen. Es stellt sich nämlich die



Alles fließt: Fehlkonstruktion «Panta Rhei».

Frage, inwiefern einem Monopolisten wie der ZSG ein Wettbewerbsnachteil entstehen soll. Trotz dieser Zweifel hat das Obergericht die Klage zugelassen. Die ZSG machte geltend, dass verschreckte Kunden auf Wassertaxis oder auf Trams umsteigen könnten. Ullmanns Anwalt, Bernard Rambert, hat für diese Argumente nur ein Wort übrig: «haarsträubend». Wassertaxis kosteten etwa das Zehnfache, und die Trams gehörten ebenfalls zum ZVV. Für ihn ist klar: Die ZSG ist «eine schwimmende Kolchose, die den Zürichsee allein beackert», weshalb von unlauterem Wettbewerb keine

Rede sein könne. Deshalb will er verlangen, dass auf die Anklage gar nicht erst eingetreten wird. Ob das Bezirksgericht Zürich dem folgen wird, ist offen. Am 24. April hat es erstmals über den Fall verhandelt. Weit gekommen ist man nicht: Ein Nautik-Experte bekräftigte Ullmanns Bedenken zur Sicherheit der Limmatschiffe, doch Richterin Esther Vögeli stufte ihn als zu wenig unabhängig ein – und vertagte die Verhandlung. Jetzt muss ein neuer Gutachter her. Die Sache wird also noch ein Weilchen dauern.

Fragt sich, was das Ganze ausser Spesen bringen soll. Hans Dietrich und Leo Ullmann verbindet eine alte Feindschaft. Ullmann kaufte 1999 von der ZSG drei alte Landi-Schiffe, um sie zu exportieren. Über den Preis wurde Stillschweigen vereinbart. Doch der damalige ZSG-Präsident Fritz Fleischmann plauderte an einer Pressekonferenz alles aus – und sorgte damit dafür, dass einer von Ullmanns Interessenten absprang. Der Schiffshändler verklagte darauf die ZSG und erhielt vom Handelsgericht 50 000 Franken zugesprochen. Sein Gegenspieler vor Gericht war Hans Dietrich.

«Sie wollen mich fertigmachen, aber ich gebe nicht auf», sagt Leo Ullmann, als die «Panta Rhei» wieder beim Bürkliplatz anlegt. Auch die ZSG hält seit Jahren an ihren Prinzipien fest: Man verplant, verplappert und verrennt sich, und den Schaden zahlen andere. ○



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch



Ausgleichendes Naturell: Ökonom Gaillard hoch über Zürich.

Mit Serge Gaillard im Wald

Der ehemalige Gewerkschaftschef und jetzige Seco-Direktor Serge Gaillard wird zum Hüter der Bundesfinanzen. Der charmante Ökonom bekennt sich bei einem Spaziergang zu einer restriktiven Finanzpolitik. *Von Florian Schwab und Esther Michel (Bild)*

Serge Gaillard ist ein gefragter Mann. Seit der Bundesrat ihn letzte Woche zum neuen Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung (EFV) berufen hat, ist das öffentliche Interesse ungebrochen. Tatsächlich gelangt er an eine Schlüsselstelle: Er wird die Folgen jeder Bundesratsvorlage für die Bundesfinanzen ausrechnen.

Am vergangenen Samstag war der frischgebackene EFV-Chef Gast im «Samstagsgespräch» des Schweizer Radios. Gegen Ende des Interviews fällt die Frage, die bereits seit Gaillards Amtsantritt als Direktor für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) immer wieder aufgetaucht ist: «Werden Sie als Linker für eine linke Politik sorgen?»

Die Antwort fällt diplomatisch aus: Er sei dafür zuständig, dass jeder Steuerfranken «effizient eingesetzt» werde. Dazu gehöre es auch, zu überprüfen, ob eine politische Massnahme «eine Staatsaufgabe» sei. Erstaunliche Aussa-

gen für einen bekennenden Linken. Anschliessend an seinen Radio-Auftritt treffen wir Serge Gaillard zu einem Waldspaziergang hoch über seiner Heimatstadt Zürich, wo er seit der Scheidung seiner Ehe in Bern vor einigen Jahren wieder wohnt. Bereits auf dem Weg zum Interviewtermin beginnt er eine volkswirtschaftliche Unterhaltung. Dabei spricht er ruhig, wirkt nie rechthaberisch und geht auf Einwände ein.

Immer noch SP-Mitglied

Der 57-jährige Ökonom war nach dem Studium bei der renommierten Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich. Von dort aus wechselte er vor fast zwanzig Jahren zum Schweizerischen Gewerkschaftsbund (SGB). Ihn selbst habe es «überrascht», dass der SGB ihn genommen habe, denn er hatte keine ausgeprägten Kontakte in die SGB-Spitze. Höchstens

etwas Stallgeruch als Studentenpolitiker und Gewerkschaftsmitglied. «Wäre ich nicht zum SGB gegangen, wäre ich wohl bei einer Bank gelandet», sagt er heute. Der *Sonntagsblick* äusserte vor einigen Jahren die Meinung, seine linke Vergangenheit habe ihm den Weg in den Staatsdienst zunächst versperrt.

Diese Vergangenheit wird bei jedem Stellenwechsel thematisiert und Gaillard als «ehemaliges Mitglied der RML» (Revolutionäre Marxistische Liga) porträtiert. Er lächelt: So sei es halt mit den Medien. Elegant wischt Gaillard das Thema vom Tisch: Vor etlicher Zeit war einer Zeitung zu entnehmen, der Ökonom habe sich mit gewissen Teilen des Programms nicht identifiziert, nämlich der Planwirtschaft, und deswegen den Weg in die gemässigte Linke beschritten. Nur: Wofür sonst steht der Marxismus, wenn nicht für die staatliche Kommandowirtschaft? Gleichzeitig zu seinem Ausflug

in die linke Studentenszene dissertierte Gaillard über die negativen Auswirkungen der Unternehmens-Besteuerung auf Investitionen. Das pure Gegenteil einer sozialistischen Agenda. Auf die Frage, ob er überhaupt links sei, beeilt sich Gaillard zu versichern, dass er nach wie vor SP-Mitglied sei.

Während des ganzen Gesprächs verliert Gaillard nie den Faden. Zwischenfragen beantwortet er kurz, um dann wieder zu seiner Kernaussage zurückzukehren. Dabei kommt es vor, dass sich der schnelle Denker dabei erappt, wie er etwas zu klar diese oder jene politische Massnahme kritisiert: «Das sollten Sie aber jetzt bitte nicht schreiben», sagt er dann. Ansonsten hat Gaillard keine Berührungsängste. Auch eine vom nächtlichen Regen noch nasse Bank am Waldweg scheut der bemerkenswert uneitle Spitzenbeamte nicht.

Gaillard erinnert sich an die neunziger Jahre als eine Zeit der politischen Kompromisse zwischen rechts und links, namentlich der Ausbau der Sozialversicherungen. Gaillard wird von vielen Weggefährten ein sehr ausgleichendes und vermittelndes Naturell attestiert. Neben seinem guten Analysevermögen zählt seine Konflikt- und Ausgleichsfähigkeit zu den wichtigsten persönlichen Merkmalen. Gaillards freundliche Art darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er sich mit Lust in die politische Schlacht warf und den Tonfall seiner Gewerkschafter gut traf.

So wurde der telegene, schlagfertige und gleichzeitig charmante Doktor der Volkswirtschaftslehre schnell zu so etwas wie dem Pin-up-Boy der Linken: Gern gesehener Gast bei Parteiversammlungen (nicht nur der SP), Gewerkschafts-Treffen, in der Arena des Schweizer Fernsehens. Folgerichtig übertrug man ihm die Leitung der Kampagne gegen das Elektrizitätsmarktgesetz und die darin vorgesehene Liberalisierung im Jahr 2002. Seine Anstrengungen wurden belohnt, und das Gesetz wurde vom Volk (knapp) abgelehnt.

Personenfreizügigkeit als «Black Box»

Überhaupt ist Gaillard der Ansicht, die Schweizer Wirtschaftspolitik habe sich in der Zwischenzeit seinen Positionen angenähert und von «ultraliberalen» Anliegen entfernt. Seit je sah er in den zu hohen Zinsen der Nationalbank (SNB) den Grund für die Wachstumsschwäche der Schweiz in den neunziger Jahren, als von wirtschaftsnahen Kreisen strukturelle Probleme diagnostiziert wurden: zu wenig Wettbewerb, ein starrer öffentlicher Sektor, zu viel Staat. Diese Argumentation vertraten die Autoren des sogenannten «Weissbuchs», einer wirtschaftspolitischen Publikation, welche später zur Gründung der liberalen Denkfabrik Avenir Suisse inspirierte.

Die Tatsache, dass die Schweizer Wirtschaft in den letzten Jahren stark gewachsen ist, führt Gaillard auf die wettbewerbsfähige und

innovative Wirtschaft, auf die «vernünftiger» (sprich: lockerere) Geldpolitik der SNB und auf die Personenfreizügigkeit zurück, welche das «Potenzialeinkommen» der

«Wäre ich nicht zum SGB gegangen, wäre ich wohl bei einer Bank gelandet.»

Schweizer Wirtschaft markant gesteigert habe, also das mit den vorhandenen Ressourcen erreichbare Bruttoinlandprodukt.

Als Spitzenvertreter der Gewerkschaften sass er mit am Tisch, als die Personenfreizügigkeit geplant wurde. Er war mit den zu erwartenden Schwierigkeiten vertraut, denn bereits gut zehn Jahre früher, bei der ETH, hatte er im Auftrag des «Weissbuch»-Mitautors Heinz

ZIEH DIE LILA KRAWATTE AUS.
Männer, zurück an den Grill.

Bell
BARBECUE

Trägst du Pastellfarben oder bist du ein Mann? Teste dein Männer-Gen auf www.bell.ch und hol dir die gratis Bell Barbecue iPhone-App.

YouTube Facebook

Hauser von der Universität St. Gallen die zu erwartenden Folgen eines EWR-Beitritts auf den Schweizer Arbeitsmarkt abgeschätzt.

Gaillard erinnert sich an sein damaliges Fazit: «Ökonomisch betrachtet, war es eine Black Box»: der Umfang der zusätzlichen Einwanderung, die Wirkung auf die Lohnstruktur und die Arbeitslosigkeit – alles Fragezeichen, die mit wissenschaftlichen Mitteln nicht zufriedenstellend zu beantworten waren. Trotzdem warb Gaillard für den EWR, wie auch sein Vorgänger Beat Kappeler, der heute zu den konservativeren Ökonomen der Schweiz zählt.

Zehn Jahre danach stellte Gaillard Bedingungen für die Zustimmung der Gewerkschaften zu den Bilateralen und der Personenfreizügigkeit: Es dürfe kein Lohndruck in den Tieflohnsegmenten entstehen. Als Mittel der Wahl favorisierte er nicht etwa einen schweizweiten Mindestlohn (trotz gegenteiliger Bekenntnisse des SGB), sondern Bran-

chen-Mindestlöhne, die von den Sozialpartnern ausgehandelt und anschliessend vom Bundesrat für allgemeinverbindlich erklärt werden. Diese Massnahmen hätten, so Gaillard, ihre Wirkung erreicht. (Manche Ökonomen registrieren aber im Gegensatz zum Seco durchaus Druck auf die Löhne.)

Um sicherzustellen, dass die Personenfreizügigkeit an der Arbeitnehmerfront keine Schwierigkeiten bereitet, holte Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) den Gewerkschaftsökonom Anfang 2007 ins Seco. Den Erwartungen wurde er gerecht: Laut Kritikern hat das Seco zu viele Gesamtarbeitsverträge durchgewinkt und damit den freien Arbeitsmarkt beschädigt und den beteiligten Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden finanzielle Vorteile verschafft. Gaillard bestreitet, dass er an der Praxis für die Allgemeinverbindlicherklärung etwas geändert habe. Im Seco ist er, wie ein Insider berichtet, allerdings durchaus bekannt als «streitbarer Verfechter der Verbandsinteressen». Auch im *Weltwoche*-Gespräch bekundet Gaillard, ihm sei nach wie vor an starken Verbänden gelegen, «sowohl arbeitnehmerwie auch arbeitgeberseits». Staatliche Hilfe inklusive, so scheint es.

Widmer-Schlumpfs Tausch

Trotz Gaillards Einsatz beginnt der von ihm mit verhandelte Burgfrieden in Sachen Personenfreizügigkeit zu bröckeln. Erstaunlich offen benennt der Bundesrat in einem letzte Woche erschienenen Bericht die Schwierigkeiten (Mitautor: Serge Gaillard). Die Gewerkschaften rasseln mit dem Säbel. Wieso tauscht der Bundesrat in dieser Situation einen Mann wie Gaillard aus? Der Verdacht drängt sich auf, dass Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) ihrem Kollegen Johann Schneider-Ammann (FDP) einen der fähigsten Köpfe für noch grössere Aufgaben ausgespannt hat.

Auf einer Waldlichtung angekommen, freut sich der neue EFV-Direktor beim Kaffee im strahlenden Sonnenschein auf den Chefposten. Nachdem er sich viele Jahre lang schwerpunktmässig mit dem Arbeitsmarkt befasst habe, sei er nun als Generalist gefragt. Doch obwohl der Bundeshaushalt derzeit recht gesund ist, lauern Gefahren: die Frankenstärke, die finanziellen Folgen der Energiestrategie, die konjunkturellen Unsicherheiten, falls es mit der Euro-Zone weiterhin bergab geht. Gaillard ist überzeugt, dass «die Wechselkursgrenze von 1.20 gehalten werden kann». Je nach Entwicklung in der Eurozone werde dazu Mut und Durchhaltewille erforderlich und möglicherweise auch unkonventionelle Mittel. Als Chef der EFV wirkt Gaillard an entsprechenden Plänen mit. Sein neues Amt dürfte also kein Spaziergang werden.

Sein Bekenntnis, jeden Steuerfranken zweimal umzudrehen, wird in diesem Umfeld auf eine harte Probe gestellt werden. ○



Pragmatisch statt ideologisch: ein WWF-Mitarbeiter überwacht ein Holzfällerunternehmen im gabunischen Regenwald.

Panda im Visier

Der World Wide Fund for Nature (WWF) steht in der Kritik. Die Umweltorganisation mache gemeinsame Sache mit Grosskonzernen und billige deren zerstörerisches Verhalten. Die Vorwürfe zielen ins Leere. Naturräume können nur zusammen mit der Wirtschaft erhalten werden. Von Alex Reichmuth

Bekanntheit und Glaubwürdigkeit – das ist das Kapital des World Wide Fund for Nature (WWF), einer der einflussreichsten Umweltschutzorganisationen der Welt. Fast jeder kennt den Panda als WWF-Logo, das für den Schutz gefährdeter Tierarten, den Kampf gegen die Zerstörung von Regenwald und das Engagement für eine ressourcenschonende Lebensweise steht. Weltweit vertrauen über fünf Millionen Menschen der Umweltorganisation und lassen ihr jedes Jahr Hunderte Millionen Franken an Spendengeldern zukommen. Ein besonders starker Player ist der WWF in der Schweiz. Mit 260 000 Spendern und Mitgliedern ist er hier die grösste Umweltorganisation. Einer von achtzehn Franken, die dem Panda weltweit zufließen, kommt aus der Schweiz.

Nach Erfolgen des WWF für die Natur muss man nicht lange suchen: Er hat zum Beispiel

1971 den Anstoss für das Ramsar-Abkommen gegeben, eine Konvention zum Schutz von Feuchtgebieten, dank der heute weltweit 187 Millionen Hektaren Land unter Schutz stehen. Der Naturschutzorganisation ist es zu verdanken, dass ein Drittel des prächtigen Korallenriffs Great Barrier Reef vor Australien vor der Zerstörung sicher ist. Und der WWF war es, der dafür sorgte, dass wieder 1600 Stück seines Logo-Tiers, des Pandas, in den chinesischen Wäldern leben, nachdem dieses einst fast ausgestorben war.

«Das Image bröckelt»

Dennoch ist die reine Weste der einst tadellosen NGO beschmutzt. Die Glaubwürdigkeit hat gelitten – so liest und hört man es zumindest in den Medien. Dem WWF wird vorgeworfen, zu sehr mit Unternehmen zu kooperieren und grosszügig über deren Umwelt-

sünden hinwegzuschauen. Die Organisation liefere Weltkonzernen wie Monsanto, Wilmar oder Unilever anspruchlose Nachhaltigkeitszertifikate, so dass diese ihr zerstörerisches Werk grünwaschen und fortsetzen könnten. Der WWF sei käuflich, weil er Geld von der Wirtschaft nehme. Mit seiner Kumpanei mit den Mächtigen leiste er der Natur einen Bärendienst.

«Das Image bröckelt», verkündete unter dem Titel «WWF am Pranger» die «Rundschau» des Schweizer Fernsehens. In der Sendung kam die globalisierungskritische Organisation Erklärung von Bern zu Wort, die von «Glaubwürdigkeitsproblemen» des WWF sprach. Greenpeace trat mit der Forderung auf, die Kooperation mit der Wirtschaft müsse Grenzen haben. Der WWF sitze «gern mit den Mächtigen zu Tisch», spottete die *Wochenzeitung*. Die *Süddeutsche Zeitung* debattierte über

die «dunkle Seite des Pandas». Das deutsche Magazin *Der Spiegel* stellte den WWF als «Kumpel der Konzerne» hin und warf ihm eine dürftige Bilanz vor. In Deutschland hat die Kritik beim WWF zu einer Welle von Austritten geführt. Auch in der Schweiz haben einige Spender ihre Mitgliedschaft gekündigt. Die Umweltorganisation hat ein Image-Problem.

Ausgelöst hat das Donnerwetter der deutsche Filmer und Journalist Wilfried Huismann. Letztes Jahr zeigte deutsche Sender seinen Film «Der Pakt mit dem Panda», der den WWF frontal attackiert. Diesen Frühling doppelte Huismann mit dem «Schwarzbuch WWF» nach. Auf 250 Seiten rapportiert der Autor aus Asien, Afrika oder Südamerika über die angebliche «Paarung von Panda und Profit». Der WWF mache gemeinsame Sache mit Palmöl-Produzenten in Borneo und segne die Zerstörung der letzten Urwälder und die Vertreibung der einheimischen Bevölkerung ab.

Für WWF-Chef Vellacott ist es «unsinnig, einen dieser Player im Vorhinein auszuschliessen».

Er sitze mit Soja-Anbauern in Argentinien in einem Boot und wasche deren Naturfrevler rein. Er fördere schädlichen Tigertourismus in Indien, schweige zu fataler Lachszucht in Chile und stehe für rassistischen Öko-Imperialismus in Südafrika. «Der WWF ist auf seine Art Teil eines globalen Steuerungssystems, mit dem die Weltagrarordnung durchgesetzt werden soll», schreibt Huismann. «Es geht bei den WWF-Bündnissen und den von ihm kreierten Zertifizierungssystemen in erster Linie um die Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen.» Der «Schmusekurs des WWF gegenüber der Industrie» sei nicht überraschend, denn die Organisation werde seit ihrer Entstehung vor über fünfzig Jahren von einem aristokratischen Elitezirkel geführt, der von dubiosen Hinterzimmern aus die Fäden ziehe. Diese Kreise scheuten Transparenz und versuchten, jeden Kritiker zum Verstummen zu bringen. «Dringt ein Unbefugter in das innere Reich des WWF ein, zahlt er dafür einen hohen Preis», mahnt Wilfried Huismann.

Was ist dran an den Vorwürfen? Ist es verwerflich, wenn eine Umweltorganisation versucht, mit Wirtschaftsunternehmen zu kooperieren? Liefert sie Konzernen einen willkommenen Grünanstrich? Macht sich der WWF mitschuldig an der Waldzerstörung, am Raubbau an der Natur und an der Vertreibung von einheimischer Bevölkerung?

Der WWF hat heftig auf die Angriffe von Huismann reagiert. Der Film und das Buch würden falsche Behauptungen verbreiten. Der Autor verleumde den WWF bewusst. In Deutschland wehrt sich die NGO mit juristischen Mitteln und prozessiert gegen Huis-

mann und dessen Verlag. Zudem hat der WWF Buchhändler vor der Verbreitung von Huismanns Werk gewarnt. Das Landgericht Köln hat eine einstweilige Verfügung erlassen und entschieden, dass einige Passagen im Film (provisorisch) nicht weiterverbreitet werden dürfen. Zeitweise war das «Schwarzbuch WWF» in Deutschland kaum mehr erhältlich, weil viele Vertriebe es aus Vorsicht zurückhielten. «Buchhandel kuscht vor WWF», schrieb die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*. Falls es nicht vorher zu einer Einigung mit dem Verlag kommt, entscheidet das Kölner Gericht am 20. Juli über die Klage des WWF.

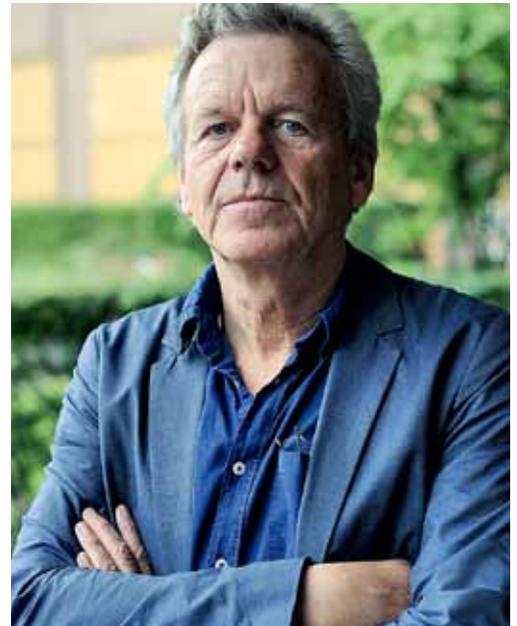
Zusammenarbeit mit Monsanto?

Konkret will der WWF dreizehn Passagen verbieten lassen. Neben umstrittenen Zahlen, Zitaten und Bezeichnungen geht es etwa um die Aussage, der WWF arbeite mit dem Saatgut-Konzern Monsanto zusammen. «Wer sich mit Monsanto verbündet, bricht mit einem Tabu der Naturschutzbewegung», steht im «Schwarzbuch WWF». Von einer Zusammenarbeit könne keine Rede sein, entgegnet der WWF. Zwar seien sowohl Monsanto wie auch der WWF neben achtzig anderen Firmen und Organisationen Mitglieder des Runden Tisches für verantwortungsvolles Soja (RTRS). RTRS vergibt ein Label, das die Einhaltung minimaler ökologischer und sozialer Standards beim Soja-Anbau auszeichnet. Die gemeinsame Teilnahme an diesem runden Tisch bedeute keinesfalls, dass man mit Monsanto kooperiere, so der WWF – und schon gar nicht heisse man gut, was der Konzern ausserhalb des zertifizierten Anbaus mache.

Weiter wehrt sich der WWF gegen die Behauptung, er unterstütze die Entrechtung und Vertreibung der Papua, eines Naturvolks auf Neuguinea, um die Palmöl-Produktion zu fördern. Verbieten lassen will der WWF auch den Vorwurf, nichts gegen die Waldzerstörung zugunsten der Soja-Industrie in Südamerika zu unternehmen oder Waldflächen bewusst zu opfern, solange lediglich zehn Prozent als Naturparks erhalten blieben. Aus Mindestforderungen gegenüber der Industrie zu folgern, dass man deren übriges Zerstörungswerk gutheisse, sei absurd, sagt der WWF.

Mit Bioläden ist es nicht getan

Seit Mai ist Thomas Vellacott Chef des WWF Schweiz. Der neue Geschäftsführer arbeitet seit zehn Jahren für die Umweltorganisation. Ziel des WWF sei es, möglichst viel für Natur und Umwelt herauszuholen, sagt er. Dazu verhandle die Organisation mit allen wichtigen Akteuren: den Konsumenten, der lokalen Bevölkerung, dem Staat und, ja, auch mit der Wirtschaft. «Es wäre unsinnig, einen dieser Player im Vorhinein auszuschliessen», so Vellacott. Der WWF betrachte Wirtschaftsunternehmen nicht per se als Problem, wie es radi-



Totalverriss: WWF-Kritiker Huismann.



Kompromissbereit: WWF-Chef Vellacott.



«Extrem offen»: Historiker Schwarzenbach.



Bei kooperativem Vorgehen droht immer der Absturz: Lachsverarbeitung in Chile.

kale Kapitalismuskritiker machten. «Es wäre zwar einfach, uns nur an Bioläden als Verhandlungspartner zu halten», meint Vellacott. Aber um in der Breite für die Umwelt etwas zu erreichen, genüge es nicht, nur Top-Produkte zu fördern. Man müsse versuchen, alle Produzenten zur Einhaltung von Minimalstandards zu bringen. Darum nehme der WWF teil an sogenannten runden Tischen, etwa für verantwortungsvollen Soja oder nachhaltigen Palmöl-Anbau – auch wenn die dort vereinbarten Standards immer Kompromisse seien und damit weniger anspruchsvoll als das, was der WWF in den Verhandlungen fordere.

«Extrem schlampig» recherchiert

Thomas Vellacott stellt vehement in Abrede, der WWF sei käuflich. Zwar nehme die Organisation Geld von Industriekonzernen an, oft als Spende mit definiertem Zweck oder als Gegenleistung für den Aufwand, der dem WWF in einer Zusammenarbeit entstehe. Der Anteil sei mit weltweit etwa zehn Prozent am Budget aber weit geringer als derjenige der Kleinspender mit 54 Prozent. Die Umweltorganisation akzeptiere zudem nur Firmen als Spender, die vereinbarte ökologische Standards einhielten.

In allen Kooperationen behalte sich der WWF immer das Recht auf Kritik vor, betont Vellacott. In der Schweiz habe man zum Beispiel die Zürcher Kantonalbank öffentlich wegen deren beabsichtigter Investition in den umstrittenen Ilisu-Staudamm in der Türkei kritisiert – obwohl man mit der Bank eine ständige Kooperation unterhalte. Wenn vereinbarte Umweltstandards nicht eingehalten würden, verabschiede sich der WWF aus einer Zusammenarbeit. Das sei etwa bei einer Ver-

einbarung mit dem Holz- und Papierkonzern Asia Pulp & Paper geschehen, weil sich dieser nicht an Abmachungen gehalten habe.

Den Vorwurf des Journalisten Huismann, der WWF nehme bei der Einrichtung von Naturschutzgebieten in Kauf, dass Einheimische vertrieben würden, bezeichnet Vellacott als «hanebüchen». In den ersten Jahren habe der WWF teilweise zwar so gehandelt, wie er es heute nicht mehr tun würde. «Man hatte damals in der Gesellschaft allgemein ein anderes Verständnis von Naturschutz und wollte der einheimischen Bevölkerung beibringen, wie sie leben müsse.» Aber das liege Jahrzehnte zurück. Dem WWF sei längst klar, dass wirkungsvoller Naturschutz nur gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung funktioniere. Huismann hingegen pflege bewusst die Vorstellung der «guten Wilden» – aus Sicht Vellacotts ein idealisiertes und realitätsfernes Bild.

Als einer der besten unabhängigen Kenner des WWF gilt Alexis Schwarzenbach. Der selbständige Historiker aus Thalwil hat zwei Jahre lang im Auftrag des Landesmuseums in Zürich die Geschichte der Umweltorganisation aufgearbeitet. Herausgekommen sind 2011 eine Ausstellung und eine Biografie zum 50-Jahr-Jubiläum des WWF.

Schwarzenbach hatte Zugang zu den Archiven des WWF International und der Landesregionen Schweiz, USA, Niederlande und Grossbritannien. «Meine Bedingung war, unbeeinflusst arbeiten zu können.» Der WWF habe ihm völlige Unabhängigkeit zugesagt und sich daran gehalten. «Ich erlebte die Umweltorganisation als extrem offen.» Dabei waren die Resultate von Schwarzenbachs Recherchen bei weitem nicht nur schmeichelhaft für den WWF. Der Historiker ging etwa auf die



Engagement für Minimalstandards: Ölpalmen-

heikle Nähe der Organisation zur Ölindustrie in den 1960er Jahren ein, die dem WWF damals Geld spendete, und berichtete über WWF-interne Machtkämpfe.

Ein ganzes Kapitel in seinem Buch widmete Schwarzenbach einer düsteren Aktion in Südafrika zum Schutz von Nashörnern: Ein WWF-Mitarbeiter hatte 1987 eine private Sicherheitsfirma mit der Unterwanderung von Wilderer-Organisationen beauftragt. Doch die Söldner operierten illegal, liessen Geld und Nashörner verschwinden und arbeiteten mit dem südafrikanischen Geheimdienst zusammen. Die Aktion entwickelte sich zum moralischen Bumerang für den WWF.

Obwohl Schwarzenbach den WWF auch kritisiert hat, hält er nichts von Wilfried Huismanns Angriffen. Der deutsche Journalist habe gezielt Informationen gemäss seinen negativen Thesen zusammengesucht und «extrem schlampig» recherchiert. Huismann wärme «uralte Sachen» auf und missachte mehrfach den aktuellen Kenntnisstand, sagt Schwarzenbach. Das Verhalten des WWF sei zwar vor allem in früheren Jahrzehnten mitunter fragwürdig gewesen – etwa als die Organisation zum Thema Pestizide schwieg, aus Rücksicht gegenüber dem Spender Shell, der in diesem Geschäft tätig war. «Doch der WWF hat sich seiner Vergangenheit längst gestellt und diese aufgearbeitet», so Schwarzenbach.

Hang zu Verschwörungstheorien

Auch habe die Organisation verinnerlicht, dass regelmässig auftretende Konflikte zwischen den Bedürfnissen des Artenschutzes und der lokalen Bevölkerung nur gemeinsam mit den Menschen beigelegt werden können, die von Naturschutzmassnahmen betroffen



Plantage in Malaysia.

sind. «Dem WWF geht es ernsthaft um den Schutz der Natur», sagt Schwarzenbach. Es gebe keine Agenten, die die Organisation aus Hinterzimmern heraus fernsteuere, wie Huisman suggeriere.

Nichts von den Angriffen gegen den WWF hält der deutsche Fernsehjournalist Ekkehard Sieker, der zusammen mit Huisman mehrere Jahre in derselben Redaktion beim Westdeutschen Rundfunk gearbeitet hat. Sieker sagt, er habe im Buch beziehungsweise im Film wichtige Recherchefehler entdeckt – etwa falsch wiedergegebene Zitate und irreführende Zahlen. «Somit wird die ganze Geschichte unglaubwürdig.» Sieker macht darauf aufmerksam, dass Huisman 2006 einen Film mit einer Verschwörungstheorie zum Tod Kennedys produziert hat, der viel Unwahres enthalten habe. «Huisman macht mitunter Meinung mit Behauptungen, die durch erstaunlich wenig Beweise belegt sind», meint Sieker.

Bei der Lektüre des «Schwarzbuchs WWF» fällt auf, dass regelmässig die wirtschafts- und technologiefeindliche Weltsicht von Autor Huisman zutage tritt. Gentechnik bezeichnet er etwa als «eine für Mensch und Natur tödliche Produktionsweise». An anderer Stelle propagiert er «die Förderung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft» als besten Weg zur Überwindung von Ernährungskrisen. Über den norwegischen Industriellen und Lachsproduzenten John Fredriksen schreibt Huisman: «Sein Gesetz ist der Profit. Die natürlichen Ressourcen der Erde sind für ihn vermutlich kaum mehr als der Stoff, aus dem er sein kaltes monetäres Schloss formt.» Dass der WWF sich mit den verhassten Kapitalisten an einen Tisch setzt, ist für Huisman eine Todsünde. «Die WWF-Nomenklatura sieht sich



Interessenkonflikt zwischen Artenschutz und Bevölkerung: Tiger im indischen Kanha-Nationalpark.

auf Augenhöhe mit dem Jetset der globalen Unternehmen», spottet er.

Es ist offensichtlich, dass hinter der Kritik am WWF eine fundamentale Kapitalismusfeindlichkeit steht. Wer jeden Grosskonzern als Ausgeburt der sowieso verwerflichen Globalisierung sieht, muss Kooperationen und Vereinbarungen mit Unternehmen grundsätzlich ablehnen. Wenig überraschend ist, dass zahlreiche Medien auf den Anti-WWF-Zug aufgesprungen sind und die Vorwürfe Huismans kolportiert haben. Den WWF als grosse, einflussreiche Moralinstanz niederzureissen, ist journalistisch attraktiver, als die Angriffe nüchtern einzuschätzen.

Nicht abzustreiten ist, dass die Vorgehensweise des WWF eine Gratwanderung darstellt.

Nicht abzustreiten ist, dass die Vorgehensweise des WWF eine Gratwanderung darstellt. Sich mit denen einzulassen, die den eigenen Umweltzielen oft entgegenarbeiten, ist ein Wagnis. Es besteht die Gefahr, dass Industriepartner Abmachungen nicht einhalten und Umweltorganisationen zu PR-Zwecken instrumentalisieren. Bei kooperativem Vorgehen droht immer der Absturz. Doch wenn man wirklich etwas für bedrohte Regenwälder erreichen oder den Artenschutz vorantreiben will: Gibt es eine andere Möglichkeit, als sich mit allen Akteuren, auch den ungeliebten, an einen Tisch zu setzen und zu verhandeln? Man kann natürlich wie viele andere Umweltorganisationen auf Konfrontation und Totalopposition setzen, flammende Plädoyers halten und symbolträchtige Aktionen durchführen. Das mag gut sein

für das Image. Man besudelt sich nicht, kommt in den Berichten vieler Medien gut weg und bringt die Spendenkasse zum Klingeln. Die Natur profitiert davon aber selten.

Attacken gefährden wichtige Projekte

Es ist richtig, dass es in der über 50-jährigen Geschichte des WWF Vorkommnisse gab, die zumindest aus heutiger Sicht nicht nachvollziehbar sind. Auch dass der WWF Spenden von Unternehmen annimmt, kann man kritisieren. Die gegenwärtigen Angriffe, ausgelöst durch Wilfried Huisman, sind aber mehr als berechtigte Kritik. Sie sind ein Totalverriess, den die Umweltgruppierung nicht verdient hat. Den WWF in die Pfanne zu hauen, weil dieser nicht ideologisch, sondern pragmatisch vorgeht, ist unstatthaft. Es ist besser, beim Naturschutz auf erreichbare Minimalstandards zu setzen statt auf Maximalforderungen, die Illusionen bleiben. Den WWF verantwortlich zu machen für das, was er nicht erreicht hat, und Umweltsünden seiner Wirtschaftspartner als dessen eigenes Tun hinzustellen, hat in der Tat einen verleumderischen Zug.

Dass sich der WWF gegen solche Attacken zur Wehr setzt, ist richtig. Zu wichtig sind seine laufenden Projekte für die Natur, als dass er einen ramponierten Ruf in Kauf nehmen darf. In Brasilien muss er etwa das Arpa-Projekt (Amazon Region Protected Area) zum Schutz des Regenwaldes fortsetzen, das er 2002 lanciert hat. Schon heute steht dank Arpa eine Fläche halb so gross wie Spanien unter Schutz. Und in Borneo wartet eine 2007 von Brunei, Indonesien und Malaysia unterzeichnete Deklaration zur Erhaltung von Tropenwäldern auf weitere Umsetzung. Auch in dieser Sache hatte der WWF die Initiative ergriffen. ○

Anspruch auf alles

Schweizer Krankenkassen müssen Sans-Papiers in die Grundversicherung aufnehmen. Illegale Einwanderer erhalten Zugang zu einer weltweit herausragenden Versorgung. Die Kosten tragen die restlichen Versicherten und der Steuerzahler. Der Bundesrat sieht darin kein Problem. *Von Laura Weber*



Noch aktiveren Einbezug: SP-Nationalrätin Heim.

Eine Versicherungsagentur in Zürich. Die junge Nachtclubtänzerin, nennen wir sie Xenia Petrowa, wird von zwei energisch auftretenden Schweizern begleitet. Die 26-jährige Russin ist schwanger – Vater unbekannt. Sie ist weder im Besitz eines gültigen Visums, noch verfügt sie über eine Arbeitsbewilligung.

Ihre Begleiter, zwei Männer der sogenannten Beratungsstelle Spaz (Sans-Papiers-Anlaufstelle Zürich), verlangen von der Agenturmitarbeiterin in forschendem Ton die Aufnahme der Frau in die Krankengrundversicherung. Sie argumentieren mit einer Weisung des Bundesamts für Sozialversicherungen (BSV) aus dem Jahre 2002. Und tatsächlich: Die Versicherungsmitarbeiterin ist gezwungen, die Dame zu versichern, ohne die Möglichkeit, eine weitere Überprüfung vorzunehmen. Sie ist machtlos. Es ist ihr nicht einmal gestattet, die sich illegal in der Schweiz aufhaltende Person der Fremdenpolizei zu melden. Wegen Verletzung des Datenschutzrechts riskiert sie ein Strafverfahren und läuft überdies Gefahr, gebüsst zu werden. So agiert die Krankenversicherung nach dem betreffenden Bundesgesetz (KVG) als quasistaatliches Institut.

Seit der erwähnten BSV-Weisung kommen illegale Einwanderer in den Genuss des vollen Versicherungsschutzes. Das führt zu einer Art staatlich finanziertem Gesundheitstourismus



Notwendig und sinnvoll: Innenminister Berset.

in die Schweiz. Ausländer werden durch die sehr hohen Schweizer Sozialstandards, auch im Gesundheitswesen, angezogen. Für die Versicherer sind die Überprüfung der Personalien sowie die Sicherstellung der Korrespondenz (Zahlungsverkehr) mit illegalen Ausländern nicht möglich. Sie gehen schon von Anfang an ein praktisch garantiertes Verlustgeschäft ein. Ein ordentliches Betreibungsverfahren kann nicht eingeleitet werden.

«Amerikanische Verhältnisse»

Der Schaden, der Versicherungen und Steuerzahlern durch die Aufnahme von Sans-Papiers entsteht, ist gross. Zurzeit halten sich in der Schweiz laut verschiedener Studien zwischen 90 000 und 300 000 illegale Ausländer auf. Dass Fälle wie der geschilderte mittlerweile alltäglich sind, berichtet ein namentlich nicht genannt sein wollender führender Mitarbeiter der Rechtsabteilung einer grossen Versicherungsgesellschaft. Der Versicherung seien die Hände gebunden, dem Missbrauch sei Tür und Tor geöffnet. Dies gelte umso mehr, als illegale Ausländer auch ein Anrecht auf Prämienverbilligung haben. Mittlerweile beansprucht ein Drittel aller Versicherten staatliche Prämienverbilligungen. Ein Teil von ihnen sind Sans-Papiers. Der Steuerzahler kommt dafür auf.

Offen sprechen möchte kaum jemand über den Missstand, denn man setzt sich leicht dem Verdacht aus, «amerikanische Verhältnisse» zu befürworten. Mit dem Totschlagargument wird suggeriert, dass Kritiker des aktuellen Systems die Sans-Papiers am liebsten von jeglicher Gesundheitsversorgung ausschliessen wollten. Solche Vorwürfe sind falsch, denn das verfassungsmässig garantierte Recht auf Hilfe in Notlage ist nicht an die Krankenversicherung gebunden. Kern des Problems ist, dass eine sich illegal im Land aufhaltende Personengruppe bei der Grundversicherung in einem der weltweit besten Gesundheitssysteme in den Genuss des vollen Leistungskatalogs kommt: diesen umfassenden Katalog, der von der Grippeimpfung bis zur Psychotherapie und Stammzellentransplantation reicht. Auch ohne Krankenversicherung wäre immer noch eine deutlich bessere medizinische Versorgung gewährleistet als in den meisten Herkunftsländern der Sans-Papiers.

Trotz verschiedener parlamentarischer Vorstösse will der Bundesrat von den Problemen nichts wissen. Er hat kürzlich in seiner Antwort auf eine Anfrage von Nationalrätin Andrea Geissbühler (SVP) den Versicherungsschutz der Sans-Papiers als notwendig und sinnvoll bezeichnet. Die Ablehnung einer Motion von Ständerat Alex Kuprecht (SVP) aus dem Jahre 2010, die beabsichtigte, die Grundversicherung für Sans-Papiers aufzuheben, begründete der Bundesrat mit administrativen Mehrkosten.

Mit Mehrkosten müssen sich ausschliesslich die Versicherungen herumschlagen, wie der Rechtsdienstleiter beklagt. Angesichts der horrenden Kosten im Gesundheitswesen sei es unverständlich, dass der Bundesrat keinen dringlichen Handlungsbedarf erkenne, und die politische Linke schon gar nicht: Ins Bild passt, dass SP-Nationalrätin Bea Heim, eine glühende Verfechterin der Einheitskasse, unter anderem einen noch aktiveren Einbezug der Sans-Papiers ins KVG-System anstrebt.

Genau in die andere Richtung gehen die Vorstellungen der Rechten: Die SVP will das Versicherungsobligatorium abschaffen, womit auch die Verpflichtung wegfallen würde, Sans-Papiers zu versichern. Diese Pläne dürften es angesichts der aktuellen Zusammensetzung des Parlamentes in Bern schwer haben. Der Tessiner FDP-Nationalrat Ignazio Cassis bezeichnete das bürgerliche Anliegen in einer «Arena»-Sendung kürzlich als «einhundertjährigen Rückschritt». Nach den vielen «Fortschritten» der letzten Jahre vielleicht gar keine schlechte Idee. ○

Die Chinesen sind unschuldig

Die Schweizer Recycling-Branche jammert. Die neue Konkurrenz aus Asien treibe die Preise für PET und Altpapier in die Höhe. Trotzdem gibt es keinen Grund zur Klage.

Von Christoph Landolt

Der «10 vor 10»-Sprecher wirkte besorgt: «Tonnenweise verschwindet PET aus dem Schweizer Kreislauf.» Eine Million Tonnen Plastikabfall werde jährlich von Europa nach China verschifft. «Recycling heisst hier: harte Handarbeit, kaum Umweltauflagen.» Auch der *Sonntagsblick* schrieb kürzlich in warnendem Ton: «Chinesen kaufen unser Altpapier». Darin hiess es, «der Hunger Chinas» fresse «die Bündel weg».

In der Tat brauchen die wachsenden Volkswirtschaften in Fernost Rohstoffe – nicht nur Öl und Stahl, sondern auch sogenannte Sekundärrohstoffe wie Plastik und Altpapier. Diese Nachfrage decken sie auch in Europa. Gemeindepäsidenten müssten sich die Hände reiben, Umweltschützer in Jubel ausbrechen: Anders als 2008, als der Weltmarktpreis für Altpapier gegen null tendierte, werden heute 120 Franken pro Tonne bezahlt. Abfall wird dadurch zur Ressource. Rohstoffe landen nicht mehr im Ofen, sondern werden wiederverwertet.

Dennoch herrscht nicht nur Freude, wie der «10 vor 10»-Beitrag von letztem Freitag zeigte. Jean-Claude Würmli von PET-Recycling Schweiz sprach von einem «Ärgernis». Es mache «sicher keinen Sinn, dass wir unseren gesamten Abfall in China rezyklieren», meinte auch Patrik Geisselhardt vom Verband Swiss Recycling.

Sind die hohen Rohstoffpreise also schlecht für die Umwelt? Ist es ein Problem, wenn die Chinesen in diesem Markt mitmischen? Recherchen der *Weltwoche* bestätigen die Annahme nicht. Die Chinesen sind unschuldig. Und es scheint gar, als ob die Vertreter der heimischen Recycling-Branche nicht wegen der Ökologie jammerten, sondern wegen der Ökonomie.

Zahlen wollen sie nicht

Auf den hiesigen PET-Preis hat der chinesische Rohstoffhunger praktisch keinen Einfluss. Der Markt für gebrauchte PET-Flaschen wird von PET-Recycling Schweiz (PRS) dominiert. 2010 hat der Verein 92 Prozent aller PET-Flaschen verwertet, die in der Schweiz verkauft wurden. Neuere Zahlen sind noch nicht verfügbar, liegen aber gemäss PRS-Vertreter Würmli «nicht merklich anders». Er geht davon aus, dass 2012 bescheidene 253 Tonnen mehr exportiert werden. Somit wird der allergrösste Teil gar nicht gehandelt, weder mit Asien noch mit Europa. Steigt der Preis auf dem Weltmarkt, profitieren die Konsumenten nicht. Die 1,8 Rappen vorgezogene Entsorgungsgebühr, die auf jede Flasche fällig werden, bleiben gleich hoch, die Umweltbelastung ebenso.

Offener ist der Markt für Altpapier. Die Branchenvertreter tun aber ihr Möglichstes, die globale Nachfrage von der Schweiz fernzuhalten. «Wir versuchen, die Partner davon zu überzeugen, den Abfall in der Schweiz wiederzuverwerten», sagt Swiss-Recycling-Chef Geisselhardt. Marktpreise bezahlen wollen die Schweizer Papierverwerter aber nicht, stattdessen appellieren sie an heimatschützerische Reflexe – zu Lasten der Steuerzahler. Die grösste Papierfabrik des Landes etwa, die Luzerner Perlen Papier AG, hat die Website www.altpapierbleibt-hier.ch aufgeschaltet. Dort heisst es, die Wiederverwertung im eigenen Land sei «die ökologisch und ökonomisch sinnvollste Art, mit diesem Wertstoff umzugehen».

Ökonomisch Sinn macht dies vor allem für die Schweizer Papierfabriken. Sie haben nämlich mit dem Städteverband einen Rahmenvertrag abgeschlossen, der den Gemeinden während einer fünfjährigen Laufzeit (je nach Menge) 45 bis 55 Franken pro Tonne garantiert. Alex Bukowiecki vom Städteverband macht geltend, dass beim Fixpreis der Abtransport sowie eine Risikoprämie (der Weltmarktpreis ist ungewiss) inbegriffen sind, räumt aber ein, dass die 300 Gemeinden, die bisher unterschrieben haben, höhere Erlöse erzielen würden, wenn sie ihr Altpapier selber verkauften. Den Swissness-Rabatt schätzt

Bukowiecki auf rund 20 Franken pro Tonne. Die Stadt Zürich liefert jährlich rund 25 000 Tonnen Altpapier an die Papierfabrik Utzendorf BE. Leta Filli von Entsorgung & Recycling Zürich gibt unumwunden zu, dass die Stadtregierung auf einen höheren Erlös verzichtet, «damit der Wertstoff Papier in der Schweiz bleibt». Fast ins Schwärmen kommt die Sprecherin, wenn es um den «Wertstoffkreislauf» geht: Alte Zeitungen gelangten ins Bernbiet und dann innerhalb weniger Tage in Form einer druckfrischen Zeitung wieder in die Hände der Zürcher. «Damit wird die Umwelt geschont.»

Es ist das gleiche Argument wie bei den «Foodmiles»: Was aus der Nähe kommt, muss ökologisch sein. Globale Arbeitsteilung ist aus dieser Sicht ein klimaschädlicher Frevel. Mit der realen Öko-Bilanz hat dies indes wenig zu tun. Pro hundert Kilometer braucht ein Standardcontainer von zwanzig Fuss Länge fünf Liter Öl. In der Praxis verursachen Lieferungen nach China kaum zusätzliche Emmissionen: Frachter werden vor allem gebraucht, um asiatische Waren nach Europa zu bringen; auf dem Rückweg verkehren sie halb leer. Hinzu kommt, dass es kaum Abfalltransporte gibt: Allen Medienberichten zum Trotz haben die Chinesen 2011 nur 257 Tonnen Schweizer Altpapier gekauft – 0,02 Prozent der gesammelten Menge. ○



Heimatschützerische Reflexe: Schweizer Altpapier.

Farbstift der Nation

Carole Hübscher, Vertreterin der vierten Generation, ist zur Präsidentin von Caran d’Ache ernannt worden. Der Name der Firma ist russisch, die Produkte sind urschweizerisch und die Kundschaft international. Von René Lüchinger und Manuel Zingg (Bild)

Kein Markenstrategie hätte eine solche Bildmarke erfinden können. Dünneleibige, wegfließende Buchstaben, als wären sie von Alberto Giacometti persönlich inszeniert. Eine samtigen-wohlklingende Fonetik, so ungewöhnlich für ein Unternehmen, das bei der Schweizer Jugend seit Menschengedenken zum Synonym für Blei- und Farbstifte geronnen ist.

«Caran d’Ache», prangt heute am schmucklosen Entree zur Fabrik im Genfer Vorort Thônex, darüber hängt schlaff die Flagge mit dem Schweizerkreuz. Wie all das zusammenpasst und im Grunde fast zufällig zusammenfloss, wie Caran d’Ache zu so etwas wie dem Nationallieferanten für Schreibstifte wurde und sich zum Premium-Brand für erlesenes Schreibgerät für die schöne Handschrift entwickelte, erzählt Carole Hübscher in bunten Farben und mit der Leidenschaft der obersten Markenbotschafterin des Hauses. Seit Mitte Jahr ist Hübscher, als Vertreterin der vierten Generation, Verwaltungsratspräsidentin der ehrwürdigen Firma, und mit dem Selbstbewusstsein ihrer familiären Herkunft sagt sie: «Ich wusste immer, dass mein beruflicher Weg mich einmal hierherführen würde.»

Mensch und Maschine

«Hier», das ist die Fabrik in unmittelbarer Nachbarschaft zur französischen Grenze, mitten in einem Wohngebiet gelegen. Das sind rund 280 Mitarbeiter, die auf roter Arbeitskleidung stolz das weisse Logo tragen, als wär’s das Schweizerkreuz, und alles unter einem Dach produzieren, was an Stiften und Schreibgerät unter Caran d’Ache auf den Markt kommt. Andere aus der Branche der Edelfedern mögen grösser sein. Das hier aber ist der einzige Produzent in der Schweiz und selbst in Europa, der keinen Millimeter seines Produktionsprozesses aus Kostengründen in Billiglohnländer auslagert. «Swiss made ist für uns ein ganzheitlicher Anspruch, den wir zu hundert Prozent erfüllen», sagt Carole Hübscher, und es klingt wie ein Bekenntnis zu einer geliebten Familientradition. «Der schwache Euro ist da natürlich keine Hilfe, aber auch Ansporn, diese Arbeitsplätze hier zu erhalten und zu verteidigen.»

Wie sich das anfühlt, zeigt sich in der Fabrik, bei der Herstellung des bekanntesten Produkts des Hauses, der Bleistifte von Caran d’Ache. Da braucht es den Grundstoff Kaolin, Farbpigmente, Bindemittel und vor allem ein



«Passion für die schönen Dinge»: Unternehmerin Hübscher.

eingespieltes Team von Maschine und Mensch. Die Maschine verarbeitet die Grundstoffe zunächst zu einer dicken Masse, walzt diese zu hauchdünnen Flocken, komprimiert sie mit über hundert Tonnen Druck und spuckt schliesslich den Stoff als Endlos-Spaghettistreifen aus, die dann auf Stiftlänge zugeschnitten werden. Der Mensch richtet die Maschinen ein, überwacht die Produktion und überprüft das Resultat. Dabei ist er ungnädig: Die Toleranzgrenze liegt im Millimeterbereich. Der Mensch mit dem Firmenlogo auf der Brust ist hier noch Herrscher über die Maschine, auch wenn Letztere ausdauernder sein mag.

Damit die Mine auch schreibt, braucht es eine Trockenübung, die acht Stunden währt. Ein Ölbad, das 24 Stunden dauert. Eine Holzverkleidung aus kalifornischem Zedernholz, das die Maschine zuschneidet und aus einer Mine erst einen Bleistift macht. Schliesslich eine Lackierung, die mehrfach wiederholt wird. All das besorgt die Maschine. Der Mensch aber pickt während des Produktionsprozesses den Ausschuss heraus. «Nichts kann das Auge ersetzen», sagt die Präsidentin auf dem Fabrikrundgang. Der Mensch sorgt auch dafür, dass überschüssige Holzschnipsel für die Warmwasseraufbereitung wiederverwendet werden. Behält den Überblick über die 120 Farbtöne, die hier produziert werden – alle sauber klassifiziert, 001 steht etwa für Weiss, 009 für Schwarz. Die Chefin weiss selbstverständlich auch, dass zumindest theoretisch noch viel mehr Farbe möglich wäre bei Caran d’Ache. «Wir verfügen über schätzungsweise das Vierfache an Farbrezepten», sagt Carole Hübscher, «die genaue Zahl kenne ich nicht einmal.»

Das letzte Geheimnis

Dass die Familie Hübscher zu Farbstiften kam, somit Carole Hübscher zum ersten weiblichen Präsidenten in der 97-jährigen Firmengeschichte aufsteigen konnte, dass daraus Caran d’Ache nahe Genf wurde: alles Launen des Zufalls. Es begann damit, dass ein Franzose namens Poiré anno 1812 als Soldat Napoleons nach Russland zog und sich nach Kriegsende dort niederliess. Sein Enkel, Emmanuel Poiré, kehrte über fünf Jahrzehnte später nach Frankreich zurück.

Sein Geld verdiente dieser mit spassigen Zeichnungen, die zunächst in einer Zeitschrift namens *La Caricature* erschienen. Berühmt ist seine Karikatur «Un dîner en famille», die am 14. Februar 1898 zur Dreyfus-Affäre im *Figaro* erschien. Sie zeigt in einem ersten Bild eine Gesellschaft, gesittet bei Tisch, darunter heisst es: «Vor allem lasst uns nicht über die Dreyfus-Affäre reden.» Auf einem zweiten Bild ist wildes Geraufe statt genüssliches Speisen zu sehen, und darunter steht: «... sie haben davon geredet...» Als Autorename fungiert «Caran d’Ache», was auf Russisch so viel heisst wie

«Bleistift», Poirés Pseudonym und wohl auch ein Tribut an seine alte Heimat. So berühmt wurde der Mann mit seinem Bleistift, dass es noch heute Menschen gibt, die glauben, Poiré alias Caran d’Ache sei der Erfinder der Karikatur schlechthin.

Und noch einer verliebte sich in den Strich von Caran d’Ache. Arnold Schweitzer hiess er, 1885 im toggenburgischen Lichtensteig geboren, der es beruflich bis zum Börsenmakler brachte, aber am Ring offensichtlich nicht glücklich wurde. Als die im Jahr 1915 gegründete Fabrique Genevoise de Crayons pleiteging, übernahm Arnold Schweitzer Aktiva, Personal und Räumlichkeiten und gründete 1924 die Fabrique Suisse de Crayons Caran d’Ache, bezahlte der Frau des inzwischen verstorbenen Poiré einen Obolus dafür, dass er fortan die unverwechselbare, handschriftliche Signatur des Karikaturisten als Bildmarke verwenden durfte.

Warum aber kauft ein St. Galler Aktienhändler eine pleitegegangene Bleistiftfabrik am Lac Léman? Carole Hübscher zuckt die Achseln und lacht breit über das ganze Gesicht. Dieses letzte Geheimnis der Geschichte von Caran d’Ache hofft sie demnächst lüften zu können. An der

Unter Reisers und Hübschers calvinistischem Arbeitsethos gedieh die Firma.

vergangenen Art Basel lief sie nämlich zufällig einem Nachkommen Schweitzers über den Weg. Nun wollen beide demnächst die Köpfe zusammenstecken und in gemeinsamen Familienerinnerungen schwelgen. Da gibt es sicherlich einiges zu bereden. Arnold Schweitzer war nämlich ein begnadeter Marketingmann, aber ein weniger begnadeter Manager. Wohl deshalb holte er sich betriebswirtschaftlichen Rat bei einem Bücherexperten namens Joseph Reiser und einem Financier namens Henri Hübscher, und als Schweitzer 1947 starb, übernahmen die beiden die Firma; die Nachfahren beider Familien sind, zusammen mit der Familie Christin, Hauptaktionäre bis heute.

Unter Reisers und Hübschers calvinistischem Arbeitsethos gedieh die Firma. Spricht Carole Hübscher von ihrem Vater Jacques, von dem sie nun das Präsidium übernimmt, fallen Worte wie «Disziplin», «harte Arbeit» und «oftmalige Abwesenheit von zu Hause», aber auch Bewunderung dafür, wie der Vater in der Firma die Ingenieurskunst im Dienste des Kunden in den Mittelpunkt seines unternehmerischen Denkens und Handelns stellte, «seine Passion für die schönen Dinge».

Schöne Dinge gibt es bei Caran d’Ache. In einem separaten Zimmer in der Fabrik sitzt eine Mitarbeiterin konzentriert an ihrem Arbeitsplatz, ein Vergrösserungsglas vor den Augen, vor sich hauchdünne Bestandteile

eines Füllfederhalters Marke Caran d’Ache. Von Hand baut sie einen «Year of the Dragon» zusammen. Das ist mehr als ein Füllfederhalter. Ein Kunstwerk von einem Schreibutensil, das in diesem Jahr, dem Jahr des Drachen, in einer limitierten Edition von 888 Stück auf den Markt gekommen ist – die Acht ist eine chinesische Glückszahl, und in dieses Gesamtkunstwerk passt auch, dass die eingearbeiteten Lacke in Handarbeit und mit Pinseln mit Haar von japanischen Frauen aufgetragen werden. Eine Woche dauert mitunter der Herstellungsprozess, und auch der finale Akt des Zusammenbaus kann einen ganzen Tag beanspruchen. Das Resultat ist ein Schreibgerät, das höchsten Ansprüchen an Design und technische Präzision zu genügen vermag.

Spass mit dem Uhrenkönig

«Diese Kombination», sagt Carole Hübscher, «das ist mein Vater.» Er war es auch, der Caran d’Ache vom Farb- und Bleistifthersteller zum Produzenten von edlem Schreibgerät weiterentwickelt hat. Bei einer Reise durch die USA realisierte Jacques Hübscher, dass sich für einen Schreibgerätehersteller mit Füllfederhalter ein weites Feld mit Absatzchancen und hohen Margen auftut – 1970 lanciert Caran d’Ache die erste Edelfeder, und im Grunde markiert dies den ersten Schritt zur Marke, die auch für Luxus steht. «Dies», sagt die Präsidentin, «war auch ein entscheidender Schritt zur Diversifikation unserer Produktpalette.»

Dass Caran d’Ache im Heimmarkt Schweiz in der Öffentlichkeit noch oftmals fälschlicherweise als ausschliesslicher Hersteller von Buntstiften wahrgenommen wird, nimmt Carole Hübscher sportlich. Andere, die ein Auge für Luxusmarken entwickelt haben, wissen um die anderen Dimensionen, in die Caran d’Ache mittlerweile hineingewachsen ist. «In Asien», sagt Carole Hübscher, «sind wir bekannt für Luxus.» Und als sie einmal in früheren Jahren bei Swatch eine Stelle im Marketing antrat, empfing sie der legendäre Nicolas Hayek mit den Worten, ob sie hier lernen wolle, wie eine Caran-d’Ache-Uhr zu produzieren wäre. Carole Hübscher schmunzelt, wenn sie an diese Szene zurückdenkt. Auch ihre Entgegnung hat sie nicht vergessen. Ob er dann auch Swatch-Bleistifte herstellen wolle? Der kleine Spass zwischen dem inzwischen verstorbenen Uhrenkönig und der heutigen Caran-d’Ache-Präsidentin zeugt immerhin auch von gegenseitigem Respekt zweier Schweizer Markennikonen.

Die eine mag ein Milliardenkonzern sein, die andere ein grösseres KMU, in einem sind sie Brüder im Geiste: ««Swiss made» ist Teil unserer DNA», wiederholt Carole Hübscher, und wenn sie immer wieder Verkaufsangebote aus aller Welt erhält, sagt sie charmant, aber auf Englisch, damit das alle verstehen: «We are not for sale.» ○



«Ohne die Partei hätte es nicht funktioniert.»

Der hinkende Riese

Die Volksrepublik China steht vor Veränderungen mit Auswirkungen für die ganze Welt. Schafft der letzte grosse kommunistische Staat den Schritt hin zu einer modernen Wirtschaftsmacht?
 Von Jonathan Fenby und Erik Kriek (Illustration)

Das Land befindet sich in einer kritischen Phase. Im nächsten Jahr stehen Entscheidungen an, die zeigen werden, ob die Volksrepublik China den Weg fortsetzen kann, den sie seit den Wirtschaftsreformen in den späten 1970er Jahren eingeschlagen hat.

Der abrupte Sturz von Bo Xilai, dem aufstrebenden Politstar, der im Frühjahr seinen Posten als Bürgermeister der Metropole Chongqing verlor, war ein beispielloses Drama (siehe Kasten rechts). Doch der eigentliche Lackmestest werden die fundamentalen Fragen sein, auf die der letzte grosse kommunistische Staat Antworten finden muss. Das Resultat wird nicht nur für China von Bedeutung sein, sondern für die ganze Welt.

Der Weg der Volksrepublik China seit den von Deng Xiaoping angestossenen Reformen nach dem Tod Mao Zedongs ist die wichtigste globale Entwicklung seit dem Ende des Kalten Kriegs.

Ein Land, das mehr als hundert Jahre Demütigungen und Niedergang erlebte, hat sich als Grossmacht behauptet und ist zur zweitgrössten Volkswirtschaft der Welt avanciert.

Die Kommunen sind verschuldet

Noch nie in der Geschichte sind so viele Menschen in so kurzer Zeit aus Armut befreit worden. China ist der grösste Produzent und die führende Exportnation der Welt. Aber das Wirtschaftsmodell verlangt nach einer Neuorientierung. Die von Deng Xiaoping initiierte Revolution wurde nur partiell verwirklicht, und die Partei, die seit 1949 an der Macht ist, sieht sich angesichts der hektischen Entwicklung mit schwerwiegenden Fragen konfrontiert. China ist keine rückständige bäuerliche Gesellschaft mehr, sondern verfolgt eine ungebremste Urbanisierung mit all den Begleiterscheinungen des modernen Informationszeitalters.

Wenn die Kommunistische Partei im Herbst ihren 18. Kongress abhält, vermutlich Ende Oktober oder Anfang November, wird eine neue Generation die Führung übernehmen. Die meisten Spitzenleute, einschliesslich des künftigen Parteichefs Xi Jinping (siehe Kasten auf Seite 40), dürften zehn Jahre amtieren. Von Anfang an werden sie mit innen- und aussenpolitischen Problemen konfrontiert sein. Die Zeit von zehn Prozent Wachstum dürfte vorbei sein. Das Land hat die Wirtschaftskrise von 2008 mit einem massiven Konjunkturpaket und einer Ausweitung der Kreditaufnahme überstanden. Das hat zu einer übergrossen Abhängigkeit von Investitionen und zu Verschuldung besonders der Kommunen geführt. In Anbetracht der Finanz- und Wachstumskrise in Europa will man das gewiss nicht noch einmal erleben. Man möchte von Exporten und Investitionen loskommen und verstärkt den

heimischen Konsum ankurbeln, der in China, verglichen mit dem Westen, niedrig ist (dass die Arbeitgeber sehr viel mehr vom Wachstum profitiert haben als die Arbeiter, ist für einen kommunistischen Staat eine Ironie). Peking will wegkommen von dem arbeitsintensiven Modell der 1980er und verstärkt auf hochwertige Produkte und Technologien setzen.

Das ist ein langfristiges Projekt. Und weil China in der globalisierten Welt eine so zentrale Rolle spielt, muss es sich auf Veränderungen einstellen und kann nicht mehr damit rechnen, dass Europa und die USA die schwache Binnennachfrage wettmachen. Auch wird man sich nicht darauf verlassen können, dass die für China günstigen Weltmarktbedingungen weiterhin Bestand haben werden – Mitt Romney

Noch nie in der Geschichte sind so viele Menschen in so kurzer Zeit aus Armut befreit worden.

etwa hat versprochen, er werde, falls gewählt, an seinem ersten Tag im Amt die Volksrepublik als Währungsmanipulator erklären und sich für Handelssanktionen einsetzen.

Als Deng Ende 1978 Marktreformen einführte, ging es ihm nicht in erster Linie um Liberalisierung und Wachstum, sondern darum, auf diesem Weg Chinas Grösse wiederherzustellen. Das China, das er von Mao Zedong übernommen hatte, lag nach dreissig Jahren abenteuerlicher Politik am Boden, die Kommunistische Partei war nach zehn Jahren chaotischer Kulturrevolution ernsthaft geschwächt. Deng, der als junger Mann in Frankreich in die Partei eingetreten war, war zeitlebens ein überzeugter Nationalist und ein Kommunist. Er wollte China wieder zu einer Grossmacht machen, und die Partei sollte das Instrument auf diesem Weg sein. Er verfolgte also eine politische Vision, die Wirtschaft war für ihn nur Mittel zum Zweck.

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Die Art und Weise, wie nach 2008 wieder für Wachstum gesorgt wurde, wird von der Pekinger Führung als Beweis für die Überlegenheit des politischen Systems ins Feld geführt. «Ohne die Partei hätte es nicht funktioniert», erklärte mir ein Funktionär, ohne auf die Schattenseiten des Konjunkturpakets einzugehen, das in den letzten beiden Jahren geschnürt wurde. Aber der nächste Schritt wird schwieriger sein.

Dengs Revolution war, trotz aller Erfolge, beschränkt. Sie eröffnete Märkte für landwirtschaftliche Produkte und Industriegüter. Doch das Image einer kraftvollen Marktwirtschaft, das Besucher der glitzernden Metropolen Peking und Schanghai oft gewinnen, täuscht. Chinas Wirtschaft wird nach wie vor vom Staat gelenkt. Der Staat kontrolliert alle grossen Banken sowie die Staatsbetriebe, die

Karrieren

Die Affäre Bo

Der schnelle Fall des Politikers Bo Xilai zeigt, wie gefährlich es in China ist, sich ausserhalb des Konsenses zu stellen.

Anfang dieses Jahres schien Bo Xilai auf dem Weg nach ganz oben zu sein. Als Parteisekretär von Chongqing, der Grossstadt im Westen Chinas mit 32 Millionen Einwohnern, konnte er damit rechnen, im Herbst dieses Jahres in den Ständigen Ausschuss des Politbüros gewählt zu werden. Er war, anders als seine sauertöpfischen Kollegen, eine flamboyante Figur, die bei den jährlichen Tagungen des Volkskongresses die Medien anzog.

Bo Xilai, dessen Vater, einer der «acht Unsterblichen» der Kommunistischen Partei, unter Mao Finanzminister gewesen war, initiierte aber nicht nur gigantische Projekte, sondern auch eine Kampagne zur Wiedererweckung maoistischer «roter Tugenden», verbunden mit dem selbstbewussten Hinweis, dass er aus der Partielite komme. Auf Massenkundgebungen wurden alte patriotische und kommunistische Lieder gesungen. Auf dem Campus von Chongqing wurde eine acht Stockwerke hohe Mao-Statue errichtet. Pressemeldungen zufolge studierten die Häftlinge in den Gefängnissen von Chongqing Parteitexte und rezitierten «rote Gedichte». Berichtet wurde von einer Frau, die ihren im Koma liegenden Mann nach mehr als hundert Tagen durch das Singen von Mao-Liedern zum Leben erweckt hatte.

Feinde auf dem Weg nach oben

Auch in anderen Städten fanden «rote» Kundgebungen statt, Bo schien auf einer Woge des Erfolgs zu schwimmen. Doch er war eine allzu auffällige Erscheinung. In einem System, das grössten Wert auf das Kollektiv legt, musste er mit Widerstand rechnen. Berichte, wonach er, falls in den Ständigen Ausschuss gewählt, die Zuständigkeit für innere Sicherheit beanspruchen würde, machten ihn für andere Spitzenpolitiker umso gefährlicher. Sein hartes Vorgehen gegen kriminelle Geschäftsleute und die Unterwelt in Chongqing zeigte, wozu er fähig war. Bo hatte sich auf seinem Weg nach oben viele Feinde gemacht.

Im Februar 2012 sahen Bos Gegner ihre Chance, als der vormalige Polizeichef von Chongqing, Wang Lijun, der von Bo entlassen worden war, zum US-Konsulat in Chengdu (Hauptstadt der Provinz Sichuan) fuhr und dort auspackte. Wang soll sich mit Bo wegen Korruptionsermittlungen gegen

dessen Frau überworfen haben. Nach 24 Stunden im Konsulat und der Entscheidung Washingtons, ihm kein Asyl zu gewähren, wurde Wang von Beamten der Staatssicherheit nach Peking geflogen. Eine der Enthüllungen, die er auf dem US-Konsulat gemacht hatte, betraf den britischen Geschäftsmann Neil Heywood, der mit Bo zusammengearbeitet hatte und im November letzten Jahres in einem Hotel in Chongqing tot aufgefunden worden war. Hintergrund war offenbar ein geschäftlicher Streit mit Bos zweiter Frau, Gu Kailai.

Die Affäre weitete sich aus. Am 15. März, einen Tag nachdem Wen Jiabao vor einer «historischen Tragödie» wie der Kulturrevolution gewarnt hatte, falls China nicht Reformen durchführe, wurde Bo in Chongqing entlassen. Vier Wochen später wurde er wegen «schwerer Verstösse gegen die Parteidisziplin» (ein üblicher Vorwurf in Korruptionsfällen) aus der Partei entfernt. Gegen Gu und eine Hausangestellte wurden Ermittlungen im Mordfall Heywood aufgenommen.

Es ging dabei auch um Geschäfte, die Gu mit Heywood in England gemacht hatte. Britische Zeitungen sprachen von einer Affäre zwischen den beiden und berichteten von den Luxuswohnungen, die Gu in London gekauft hatte. Dann kam die Nachricht von Gus Beziehung zu einem französischen Architekten, der nach einem Pekinger Auslieferungsersuchen in Kambodscha verhaftet wurde. Gemeldet wurde auch, sie habe einer Angestellten befohlen, Heywoods Essen zu vergiften, und aus Freude über dessen Tod soll sie die Uniform ihres Vaters, eines Armeegenerals, getragen haben. Der Sohn der Bos, Guagua, der auf die teure britische Internatschule Harrow und anschliessend nach Oxford ging und nun in Harvard studiert, sah sich mit Berichten über seinen luxuriösen Lebensstil konfrontiert.

All das zeigte, wie gefährlich es selbst für einen noch so mächtigen Politiker ist, sich ausserhalb des Konsenses zu stellen, den zu beachten vom zentralen Parteiapparat gefordert wird. Das zeigte aber auch, zu welchem Reichtum einflussreiche Familien in China kommen – obwohl Bos offizielles Jahresgehalt 20 000 Dollar betrug, kaufte seine Frau die Londoner Wohnungen zum fünfzigfachen Betrag, ohne einen Kredit aufnehmen zu müssen. *Jonathan Fenby*

Der neue Prinz

Xi Jinping, Sohn eines kommunistischen Führers, soll im Herbst neuer chinesischer Staatspräsident werden. Wer ist der Mann?



«Grosser Pragmatiker und Realist»: wahrscheinlicher nächster Staatspräsident Xi Jinping.

Xi Jinping, der in diesem Herbst die Nachfolge von Staatspräsident Hu Jintao antreten soll, ist ein «Prinz», d. h. der Sohn eines frühen kommunistischen Führers. Sein Vater, Xi Zhongxun, der unter Mao Vizepremier gewesen war, wurde während der Kulturrevolution abgesetzt und der Sohn in die Provinz verbannt, wo er in einer Höhle lebte und auf einem Bauernhof arbeitete. Im Rückblick bezeichnete Xi Jinping diese Phase als eine «emotionale» Zeit. «Ich hatte mehr Bitterkeit in mir als die meisten anderen Menschen», sagte er und verwies darauf, dass sein Pragmatismus auf diese Zeit zurückgehe.

Xi, im Juni 1953 in Peking geboren, wurde erst 1974, nach zehn Anläufen, in die Partei aufgenommen. Nach Maos Tod 1976 wurde sein Vater rehabilitiert, er selbst kehrte nach Peking zurück und studierte Chemische Verfahrenstechnik und Marxismus. Er war freundlich, Frauen fanden ihn aber langweilig, erinnert sich ein damaliger Bekannter.

1982 ging Xi als Parteisekretär nach Hebei, weil er überzeugt war, dass dies der erfolversprechendste Weg für ihn war. Anschliessend zog es ihn in die aufstrebenden Küstenprovinzen Fujian und Zhejiang, wo er rasch Karriere machte und sich für die wirtschaftliche Entwicklung einsetzte. Xi

galt als ehrgeizig, doch er achtete darauf, seine Ambitionen für sich zu behalten. Auf die Frage eines Reporters, ob er sich vorstellen könne, ein Spitzenamt zu übernehmen, antwortete er: «Fast hätte ich das Glas Wasser über mein Hemd gekippt. Wollen Sie mir einen Schrecken einjagen?» Tatsächlich war sein Weg nicht so konsequent, wie es heute aussieht. Bei den Wahlen des Zentralkomitees 1997 erhielt er die geringste Stimmenzahl – aber seine Förderer verschafften ihm einen Sitz als nicht stimmberechtigtes Mitglied.

Ein Freund von Hollywood-Filmen

2007 wurde er Parteisekretär von Schanghai und stieg als Mitglied der fünften Führungsgeneration der Volksrepublik und als designierter Nachfolger von Staats- und Parteichef Hu Jintao rasch in den Ständigen Ausschuss des Politbüros auf. Unter Hu wurde er stellvertretender Staatspräsident und stellvertretender Vorsitzender der mächtigen Zentralen Militärkommission. In seine Zuständigkeit fielen die Olympischen Spiele 2008 und Hongkong, er unternahm Auslandsreisen und empfing prominente ausländische Politiker, darunter auch US-Vizepräsident Joe Biden.

Xi gilt als konsensorientiert und risikoscheu. Das bedeutet, dass er Wirtschaftsreformen vorsichtig angehen dürfte. Seine Vergangenheit

verbindet ihn mit dem Wachstumsmodell der Küstenprovinzen. Er unterhält gute Beziehungen zu jüngeren Generälen, die an die Spitze der Armee aufgestiegen sind.

US-Botschafter Jon Huntsman hat 2009 auf der Grundlage von Gesprächen mit einem Kontaktmann, der Xi schon lange kennt, ein umfassendes Porträt des künftigen Staatslenkers gezeichnet. Xi sei «ungewöhnlich ehrgeizig», aber auch «ein grosser Pragmatiker und Realist». Er lasse sich nie in die Karten blicken und fühle sich als Sohn seines Vaters durchaus legitimiert, die Führung zu übernehmen. Geld interessiere ihn nicht, aber «Macht könnte ihn korrumpieren», wie es in dem von Wikileaks veröffentlichten Kabel heisst. Er hat zwar andere chinesische Politiker aufgefordert, dafür zu sorgen, dass ihre Angehörigen ihre verwandtschaftlichen Beziehungen nicht zu Geld machen, aber einem Bloomberg-Bericht vom letzten Monat ist zu entnehmen, dass einige seiner Angehörigen beträchtliche Vermögen angehäuft haben.

Seine erste Ehe (mit einer Diplomaten-tochter) wurde geschieden. Die beiden sollen sich ständig gestritten haben, die Frau ging nach England. Xi heiratete dann Peng Liyuan, eine gefeierte Volksängerin, die in der Musiktruppe der Armee war, seit dem Aufstieg ihres Mannes aber nicht mehr öffentlich aufgetreten ist. Peng sagt, sie habe sich für Xi wegen seiner «inneren Werte» entschieden. «Ich hatte noch nie das Gefühl, dass er bei uns zu Hause die Kommandos gibt», sagt sie. «Für mich ist er einfach mein Ehemann.» Ihre Tochter studiert unter einem Pseudonym in Harvard.

Ausländische Diplomaten, die Xi auf seinen Auslandsreisen begleitet haben, bezeichnen ihn als humorvoll. 2007 erklärte er dem US-Botschafter, dass er gern Hollywood-Filme über den Zweiten Weltkrieg sehe, besonders «Saving Private Ryan» und «Flags of Our Fathers». «Diese Hollywood-Filme sind grossartig und wahr», sagte er. «Die Amerikaner haben klare Wertvorstellungen und ziehen eine klare Linie zwischen Gut und Böse.»

Als erfahrener Parteikader tritt Xi mit Zurückhaltung auf, aber im Rahmen seines Mexiko-Besuchs 2009 richtete er während eines Gesprächs mit Auslandchinesen einen direkten Angriff gegen einige «gelangweilte satte Ausländer, die nichts Besseres zu tun haben, als mit dem Finger auf uns zu zeigen. Erstens: China exportiert keine Revolution. Zweitens: China exportiert keinen Hunger und keine Armut. Drittens: China bereitet euch keine Probleme. Was soll man denn noch sagen?»

Jonathan Fenby



Abenteuerliche Politik: Mao-Poster.



«Du bist, was du dir leisten kannst»: Ikea-Filiale in Peking.

in den wichtigen Branchen oft ein Monopol ausüben, von der Eisenbahn bis zu Düngemitteln. Der Staat legt den Fünfjahresplan fest. Kredite werden nicht vom Markt bestimmt, sondern unterliegen Kreditquoten, die Zinsrate ist von untergeordneter Bedeutung. Leitungspositionen in Staatsbetrieben müssen von der Partei abgesegnet worden sein, und jedes grössere Unternehmen hat eine Parteizelle, die bei wichtigen Entscheidungen ein Veto-recht hat.

Traumberuf «korrupte Beamtin»

Der Privatsektor hat oft Schwierigkeiten, von den grossen Staatsbanken Kredite zu bekommen. Agrarland gehört dem Staat und wird an Bauern verpachtet, weshalb die zugeteilten Parzellen zu klein für technisierte Landwirtschaft sind. Jedermann unterliegt einem Meldesystem, so dass Wanderarbeiter, die vom Land in die Städte ziehen, um in der Fabrik zu arbeiten, keinen Anspruch auf Gesundheitsversorgung, Schulen und Renten haben und auch kein Land erwerben können. Die Kapitalmärkte stehen ebenso unter staatlicher Kontrolle wie die Währung. Der Preis von Wasser und Energie – Güter, an denen in China Mangel herrscht – wird vom Staat künstlich niedrig gehalten, was Verschwendung begünstigt.

Das Justizwesen ist schwach – Richter müssen in diesem Jahr einen Treueeid nicht auf die Justiz oder auf China, sondern auf die Partei ablegen. Die Polizei bewegt sich nicht selten ausserhalb des Gesetzes, und Bittsteller, die mit ihren Anliegen (einer uralten Tradition folgend) in die Hauptstadt kommen, werden in sogenannte schwarze Gefängnisse geworfen und dann wieder nach Hause geschickt.

Der Umweltschutz, auf dem Papier streng, wird in der Praxis oft ignoriert, trotz der riesigen Umweltprobleme im Land.

In allen Bereichen ist ein grosser Vertrauensverlust zu beobachten – von Lebensmittelsicherheit bis hin zu behördlichen Verlautbarungen. Der Volksmund sagt: «Glaube nur etwas, wenn der Staat es leugnet.» Statt Konfuzianismus oder Kommunismus herrscht der blanke Materialismus. «Es kommt nicht darauf an, wer du bist oder was du machst, sondern was du dir leisten kannst», erklärte mir ein junger Chinese. Oder die junge Frau, die in einer TV-Dating-Show gestand, dass sie «lieber auf dem Rücksitz eines BMW weinen als auf dem Rücksitz eines Fahrrads lachen» würde. Korruption ist allgegenwärtig. Als Grundschüler von einer Zeitung befragt wurden, was sie später einmal werden wollten, antwortete eine Sechsjährige, sie wolle «eine korrupte Beamtin werden, weil die die ganzen tollen Sachen haben».

Trotz seiner eindrucksvollen materiellen Entwicklung muss China also noch viel schaffen, wenn es die Herausforderungen der Zukunft meistern will. Es wird nicht zu einem Zusammenbruch kommen – die Propheten, die das System implodieren sehen, täuschen sich. Aber China wird auch nicht die Welt beherrschen, wie manche Kommentatoren glauben. Ganz abgesehen von den innenpolitischen Problemen: Peking hat keine kohärente Aussenpolitik und wird von vielen seiner asiatischen Nachbarn, mit denen es regelmässig aneinandergerät, mit Misstrauen beobachtet. China ist eine Atommacht mit ständigem Sitz im Unosicherheitsrat und die Wirtschaftsnation mit den weltweit grössten Devisenreserven. Dongs Ziel ist verwirklicht: China ist wieder eine Grossmacht. Doch das allein genügt nicht mehr.

China muss nun die nächste Phase seiner Entwicklung in Angriff nehmen und entscheiden, ob es zu Reformen bereit ist, die auf wirtschaftlichem Gebiet anfangen würden, aber zwangsläufig politische Konsequenzen haben müssten.

Das wird sich zeigen, wenn Xi Jinping und seine Kollegen das Ruder übernehmen. Die Aussichten sind nicht allzu rosig. Diese Politiker sind vorsichtige Bürokraten, die aufgestiegen sind, weil sie den Parteiapparat in- und

Statt Konfuzianismus oder Kommunismus herrscht der blanke Materialismus.

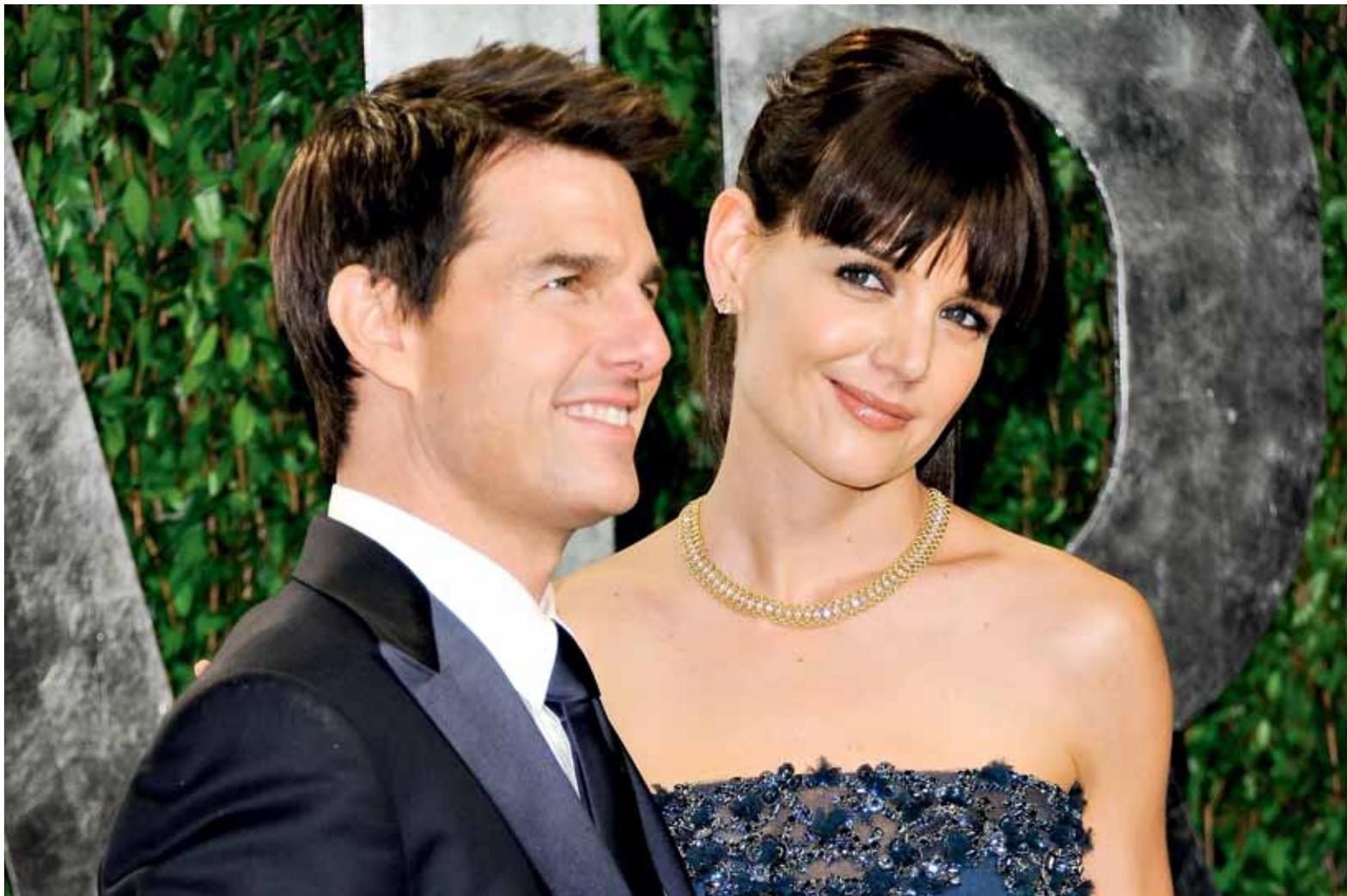
auswendig kennen. Die Risiken des Individualismus hat der Sturz Bo Xilais dramatisch vor Augen geführt. Die Führung möchte «normaler» werden und in massvollem Tempo Veränderungen durchführen. Die grundlegende Frage ist, ob das möglich sein wird oder ob das System, das so viel materiellen Erfolg gebracht hat und gleichzeitig an politischem Zwang festhält, China in eine noch unsicherere Zukunft führen wird.

Jonathan Fenby, 69, gilt als einer der grössten China-Kenner Europas. Der für seine Verdienste als Journalist geadelte Engländer war in den neunziger Jahren Chefredaktor beim Londoner *Observer* und bei der *South China Morning Post* (Hongkong). Heute ist er China-Direktor beim Informationsdienst *Trusted Sources*. Nach seinem Hauptwerk «The Penguin History of Modern China» ist jüngst sein neuestes China-Buch erschienen: «Tiger Head, Snake Tails – China Today, How It Got There and Where It Is Heading» (Simon & Schuster). Fenby betreibt ausserdem einen aktuellen Blog: <http://www.trustedsources.co.uk/blog/china>

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Das sorgenvolle Leben des Tom Cruise

Er stammt aus ärmsten Verhältnissen, seine drei Ehen gingen kaputt, und die Boulevardmedien überschütten den Scientology-Anhänger mit Hämme. Trotzdem ist Tom Cruise als Filmschauspieler so gut und begehrt wie eh und je. *Von Lars Jensen*



Extrem zuverlässig und kollegial: Superstar Cruise, Ex-Frau Katie Holmes.

Während Tom Cruise Anfang der Woche in der Sierra Nevada letzte Szenen für den Krimi «One Shot» abdrehte, morgens wie gewohnt zu früh am Set erschien, in den Drehpausen lauthals lachte, sich von privaten Problemen nichts anmerken liess, verhandelten seine Anwälte mit denen seiner Frau. Seitdem Katie Holmes Ende Juni – vier Tage vor Cruise' fünfzigstem Geburtstag – ihren Mann mit einem offenbar monatelang geplanten Scheidungsantrag überrascht hatte, überschütteten die Weltmedien den Schauspieler mit Hämme. Was kann es Schöneres geben, als zu beobachten, dass dem profitabelsten Star der Filmgeschichte das Leben um die Ohren fliegt?

Erinnern Sie sich, wie er bei Oprah Winfrey vor lauter Liebesglück auf der Couch hüpfte? Wie er in einer Talkshow über Brooke Shields herfiel, weil sie Medikamente gegen ihre Depressionen nimmt, was sich nicht mit Cruise' Weltsicht ver-

trägt? Wie er seine zweite Gattin Nicole Kidman mit seinem Glauben nervte, bis sie flüchtete? Wie er in einem Werbevideo für Scientology von kranken religiösen Theorien faselt, dabei in Lachanfalle ausbricht und den Eindruck hinterlässt, den Verstand verloren zu haben? Nun war die Zeit gekommen, es Tom Cruise heimzuzahlen.

Man muss schliesslich kein Mitleid haben mit einem Mann, der daran glaubt, dass die Erde vor 75 Millionen Jahren zu einem System von neunzig überbevölkerten Planeten gehörte, deren Herrscher Xenu hiess. Xenu trieb die überzähligen Menschen in Vulkanen zusammen und vernichtete sie mit Wasserstoffbomben. Viele Tote – aber ihre Seelen, im Scientology-Jargon Thetans genannt, wurden frei und manifestieren sich seitdem grüppchenweise in jedem Neugeborenen.

1988 führte ihn seine erste Frau Mimi Rogers in die Kirche ein, und seitdem erarbeitete

Cruise sich den höchsten Status in der Hierarchie als «Operating Thetan VII». Ein spirituelles Niveau, von dem Cruise behauptet, es versetze ihn in die Lage, «sofort zu erkennen, wie ich anderen Menschen helfen und die energetische Situation in ihrer Umgebung verbessern kann». Diesem Wissen habe er seine fantastische Karriere zu verdanken. Das klingt wirr, aber zu Cruise' Verteidigung muss man sagen, dass er nicht viel wirrer klingt als Fundamentalisten anderer Religionen – und die dürfen sich sogar fürs Weisse Haus bewerben.

Presse voller Schadenfreude

Von *TMZ.com* bis *Daily Mail*, von *Fox News* bis *Bild*: Die Reporter verbargen ihre Schadenfreude nicht über die Tatsache, dass Katie Holmes mit den Fähigkeiten ihres «O. T. VII» als Ehemann und Vater unglücklich war. So einseitig klang die Berichterstattung, dass

sich sogar die *New York Times* einschaltete, die zu Prominentenscheidungen üblicherweise schweigt: «Seltsam. Kein Aussenstehender kennt die Details. Niemand weiss, ob Cruise seine Tochter Suri tatsächlich in die Scientology-Kirche zwingen will oder welche Gründe Holmes für die Scheidung angibt. Sie wusste doch, wen sie heiratet. Aber die Öffentlichkeit scheint sich entschieden zu haben, mit wem sie in diesem Rosenkrieg sympathisiert.»

Am Montagabend dann die Überraschung: Holmes' und Cruise' Anwälte einigen sich gültlich, verraten aber weder Details zu Sorgerecht noch Alimente. Minuten später spekulierten Experten im Internet, diese Einigung sei nur zustande gekommen, weil Cruise und seine Kirche einen Scheidungskrieg vermeiden wollten, der ihre Machenschaften ans Tageslicht gebracht hätte.

Wie so viele Details aus dem Leben des Tom Cruise werden wohl auch die Umstände dieser Trennung verborgen bleiben. Seine Filme spielten sieben Milliarden Dollar ein, es gibt wohl kaum einen Menschen, der Cruise' Gesicht nicht auf Anhieb erkennt. Er gilt unter Journalisten als eine der umgänglichsten Personen, die man auf Interview-Junkets trifft. Immer strahlt er und bleibt auch bei dümmsten Fragen freundlich und hält den Journalisten zum Abschied die Tür auf. Er ist beliebt bei Kollegen und Filmcrews, und ein Teil seines Erfolges ist darauf zurückzuführen, dass er extrem zuverlässig und kollegial arbeitet.

Gleichzeitig wirkt er kontrolliert und abgeregelt, als sei er ein künstliches Wesen (einer von Katie Holmes' angeblichen Vorwürfen lautet, er benehme sich im täglichen Umgang wie ein Roboter). Wenn er lacht, hat man den Eindruck, jemand steuere dieses Lachen per Fernbedienung. Gesten und Mimik frieren ihm manchmal mitten im Satz ein wie der Bildschirm eines überlasteten Computers. John Updike schrieb: «Ruhm ist die Maske, die sich in dein Gesicht frisst.» Fiel ihm dieser Satz etwa ein, nachdem er Cruise auf einer Party getroffen hatte?

Durch nichts hat sich der Filmstar so definieren lassen wie durch seine Religion. Er ist Scientologys wertvollstes Mitglied, weil er sein Leben der Lehre von L. Ron Hubbard unterwirft und seinen Ruhm in den Dienst der Kirche stellt. Mit David Miscavige, Scientologys Oberhaupt, das im Verdacht steht, Untertanen zu prügeln und Gelder zu veruntreuen, verbindet Cruise eine enge Motorradfahrer-Freundschaft. Einmal soll Cruise laut dem Magazin *The New Yorker* sogar zwei Maschinen – eine Honda und eine Triumph – in einem Arbeitslager für unerzogene Nachwuchs-Scientologen umlackiert haben lassen, ohne zu zahlen (das FBI hatte die Anlage seit Jahren beobachtet wegen Verdachts auf Menschenhandel, Zwangsarbeit, Freiheitsberaubung).

Die Mutmassung, Holmes fürchte um die Zukunft Suris, weil Cruise sie zur Infiltration

in ein Internat der Kaderschmiede Sea Org abschieben will, liegt nahe. Während eines Interviews zu «Mission Impossible 4» erklärte Cruise: «Scientology liefert mir bestimmte Werkzeuge für die Erziehung, die ich bei Suri anwenden werde. Wir haben Methoden, mit denen wir die intellektuelle Entwicklung um drei bis vier Jahre beschleunigen können. Und zwar innerhalb von achtzig Stunden.» Dass Holmes an den Absichten ihres Ehemanns zweifelte, kann da nicht verwundern.

Cruise' grossartiger Aufstieg

Jeder Hobbypsychologe könnte bei Cruise die korrekte Ferndiagnose stellen. Der Mann kompensiert mit krankhaftem Ehrgeiz und totaler religiöser Devotion die Traumata, die ihm seine Kindheit zugefügt hat. Cruise



«Positive Lösungen»: im US-Fernsehen.

wurde in Syracuse, New York, geboren, und bis zum Abitur hatte er fünfzehn verschiedene Schulen in ebenso vielen Städten besucht. Über seinen Vater Thomas sagte Cruise in einem raren Moment der Offenheit: «Er war ein Feigling und ein Tyrann. Wann immer etwas schiefging, gab er mir die Schuld und trat mich. Eine wichtige Lehre fürs Leben. Wie er sich einschmeichelte und mich in Sicherheit wiegte, und dann plötzlich: Boom! Ich dachte mir: «Mit dem Kerl stimmt was nicht, sei vorsichtig, wenn er in der Nähe ist.»»

Als Cruise zwölf war, verliess seine Mutter den Tyrannen und nahm Tom und seine Schwester Lee Ann (heute seine PR-Chefin) mit. Der Junge war erleichtert, seinen Vater nicht länger ertragen zu müssen. «Ich wurde von drei Frauen erzogen», sagt Cruise. «Wir waren so arm, dass ich Geld verdienen musste, aber es war meine Rettung, den Mann nicht mehr zu sehen.»

In der Schule fand Cruise nie Anschluss, auch wegen seiner Legasthenie, und sobald er Freunde gefunden hatte, zog die Familie schon wieder weiter auf der Suche nach einer bezahlbaren Wohnung und einem besseren Job für die Mutter.

Als Vierjähriger träumte Cruise davon, Filmstar zu werden, und als er 1980 in «Taps» an der Seite von Sean Penn die erste Chance bekam, dachte er: «Wenn ich hier alles gebe, wenn ich zeige, dass ich das kann, bekomme ich vielleicht eine weitere Chance.» Seine nächsten Filme hiessen «Risky Business», «Top Gun», «The Color of Money», «Cocktail», «Rain Man». Mitte der achtziger Jahre war Cruise weltbekannt.

Plötzlich interessierten sich auch die Frauen für ihn, die hübschen, berühmten, begehrten. Aus heutiger Sicht fällt auf, dass nur eine seiner ehemaligen Liebschaften wohlwollend über ihn redet. Cher behauptet, Mitte der achtziger Jahre immer wieder Affären mit Cruise gehabt und sich mit ihm amüsiert zu haben. Rebecca de Mornay, Penelope Cruz, Nicole Kidman hingegen schweigen zu Cruise. Ebenso Mimi Rogers, die mehr Einfluss nahm auf Cruise' Leben als alle anderen Bekanntschaften. Als Tochter eines ranghohen Scientologen führte sie Cruise im Celebrity Center der Kirche in Hollywood ein. Er sagt: «Ich las die Schriften und dachte: «Wow, das ist, wonach ich gesucht habe.» Diese Leute glauben an positive Lösungen für die Probleme, genau wie ich.» Der erste Erfolg überzeugte ihn: Sie heilten seine Legasthenie.

Unglückliche Frauen an seiner Seite

Es macht momentan bestimmt keinen Spass, Tom Cruise zu sein. Wo steht der Weltstar eine Woche nach dem fünfzigsten Geburtstag und der dritten Scheidung? Die Frauen an seiner Seite wirken so unglücklich, dass die Gerüchte, er sei schwul und heuere sie für Scheinehen an, nicht verstummen werden. Der Scientology-Kirche scheint er so verfallen zu sein, dass er gar nicht bemerkt, wie skrupellos sie ihn benutzt. Bleibt ihm nur noch das wichtigste Kapital, sein Körper. Der weigert sich offenbar zu altern und erlaubt Cruise, für «Mission Impossible 4» am 124. Stockwerk einer Fassade in Dubai herumzuturnen. Oder in «Rock of Ages» über die Bühne zu jagen als kalifornischer Hardrock-Star der achtziger Jahre, der dem jungen Axl Rose nachempfunden ist. Cruise arbeitet bereits an «Top Gun 2», und er könnte denselben unreifen Halodri spielen wie im Original.

Cruise erklärt den unglaublich frischen Zustand seines Körpers mit den Vitaminkuren und Saunamarathons, zu denen Scientology seine Mitglieder zwingt. Schon lange halten sich Gerüchte, dass Cruise zu einem konventionelleren Mittel griff: Schönheitsoperationen. Wie auch immer: Der Zustand seines Körpers bleibt genau so mysteriös wie der seiner Seele.

Nächste Seite: Tom Cruise und Scientology

Tom der Allmächtige

Als Tom Cruise sich Mitte der achtziger Jahre Scientology anschloss, war die Sekte in Auflösung begriffen. Er hat sie gerettet. Die Glaubwürdigkeit des Filmstars hat seither stark gelitten, und seine drei Ehen sind zerbrochen. Weshalb investiert er trotzdem Millionen in den Kult? *Von Andrew Morton*

Selbst für Hollywoods Begriffe war Mimi Rogers eine exotische Kreatur. Schön, brillant und umwerfend verlockend. Sie schloss die Mittelschule als sinnbetörende Vierzehnjährige ab und wurde bald eine versierte Kartenspielerin, die – noch bevor sie sich als Schauspielerin versuchte – in den Casinos von Nevada ihren Lebensunterhalt verdiente.

Es dauerte nicht lange, bis sie und ihr Vater, Phil Spickler, ein Berufsspieler, die Ungewissheit an den Spieltischen gegen einen todsicheren Wetteinsatz eintauschten – das Verkaufen einer menschengemachten Religion. Sie wurden Anhänger von Scientology, der vom Science-Fiction-Autor Ron L. Hubbard gegründeten Sekte, und verkauften dessen Bücher und Dienstleistungen an Neugierige, Leichtgläubige und Verletzliche.

Hubbard predigte, dass der Mensch ein ewig wiedergeborener Geist sei, der sein eigener Gott werden könne – zu einem gewissen Preis. Viele besuchten endlose, teure Kurse, im Glauben, dass sie ausersehen seien, übermenschliche Wesen zu werden, die ihre Körper verlassen und mit ihrem Geist leblose Körper verschieben könnten. Die Religion würde sie total vom physischen Universum befreien. Hubbard prophezeite, dass Scientology eines Tages die Welt beherrschen werde.

Er legte grossen Wert darauf, Prominente in seine Sekte hineinzuziehen, weil er begriff, dass deren Mitwirkung ihr Glaubwürdigkeit verleihen und andere zum Beitritt ermutigen würde. Sein Rat war der, die «Alten und Erbleichenden» sowie die «Jungen und Aufstrebenden» an Land zu ziehen, weil er wusste, dass diejenigen, die auf dem Höhepunkt ihrer Karriere waren, kein Bedürfnis nach seinen Patentrezepten hatten. John Travolta wurde 1975 rekrutiert, nachdem seine Karriere einen Absturz erlebt hatte. Wie der Schauspieler später bemerkte: «Scientology hat mich ganz gross herausgebracht.»

Mitte der achtziger Jahre, als Mimi Rogers sich an den fünf Zentimeter kleineren und sechs Jahre jüngeren Tom Cruise herannahm, war dieser der meistdiskutierte Schauspieler in Hollywood, der Star von «Top Gun», des Riesenhits von 1986.

Als es ihr gelang, den grossen Fisch Cruise für Scientology an Land zu ziehen, rettete sie nicht nur die Sekte, sondern steuerte den Star auf eine Bahn, auf der drei Ehen liegenblieben. Katie Holmes, seine letzte Frau, hat jetzt die Scheidung eingereicht. Weshalb klebt Cruise

an einer Sekte, die seinem Leben einen derart hohen Preis abverlangt? Wieso hat sie ihn derart im Griff?

Im Nervenzentrum von Scientology

Als Cruise sich Scientology anschloss, war die Sekte in Auflösung begriffen. Die grösste FBI-Razzia in der amerikanischen Geschichte hatte verschiedene führende Scientologen, darunter Hubbards Frau, ins Gefängnis gebracht. Sie waren des Telefonabhörens, des Diebstahls und des Einbruchs in Regierungsbüros für schuldig befunden worden.

Hubbard, der sich in ein Versteck abgesetzt hatte, starb im Januar 1986, was einen brutalen inneren Machtkampf und den Massenauszug von Mitgliedern zur Folge hatte. Es sah ganz danach aus, also ob Scientology, wie so viele Sekten, mit ihrem Gründer sterben würde. Doch nicht diesmal. Zwei Männer ritten der Sekte zu Hilfe. Einer, David Miscavige, ein

«Tom fand, was wir alle fanden – etwas, was funktionierte. So einfach ist es.»

Schulabbrecher, übernahm die Herrschaft über die Sekte. Der andere war Tom Cruise, der Mimi heiratete und erste Schritte in Hubbards bizarres Paralleluniversum machte. Zu jener Zeit umschwärmten die Fans Cruise, er war materiell gesichert und beruflich geschätzt. Was fehlte ihm in seinem Leben? Was war, wie die Scientologen sagen, sein «Ruin»?

Leute werden von der Scientology wegen persönlicher Schwierigkeiten angezogen, seien es Drogen, Alkohol, Einsamkeit oder gescheiterte Beziehungen. Alle, die sich der Sekte anschliessen, suchen Erlösung. «Tom fand, was wir alle fanden – etwas, was funktionierte. So einfach ist es», meint ein ehemaliges hochrangiges Sektenmitglied. Jahre später behauptete Cruise, dass Hubbards Lehrtechnik seine Legasthenie geheilt habe – obschon sein Grundschullehrer, der ihm das Lesen beibrachte, diese Behauptung bestreitet.

Eine plausiblere Erklärung liegt in seinem Charakter und seinem Beruf. «Dogmatisch» und «kontrollierend» sind Beschreibungen, die sowohl für die Sekte wie für Cruise zutreffen. Es gibt auf deren Welt keine Schattierungen von Grau; sie ist schwarz und weiss, entweder mein Weg oder die Landstrasse. Genauso wie das höfliche und lächelnde öffentliche Gesicht des

Schauspielers und der Sekte eine Barrikade gegen Nachforschungen darstellt, so maskiert auch die glatte Fassade ein fundamentales Misstrauen gegenüber der Aussenwelt.

Schauspieler sprechen auf die Lehre von Scientology gut an. Für einen derart auf eigene Ich bezogenen Beruf ist die Idee, einem Glauben zu folgen, dessen Zweck die Hingabe ans Ich ist, sehr einladend: Der Mensch kann zum eigenen Gott werden. Scientology schmeichelt dem Ego und erleichtert die Brieftasche.

Für Cruise, der Kindheitserinnerungen an einen missbräuchlichen und betrunkenen Vater hat und an eine Mutter, die sich abrackerte, um ihn und seine Schwestern zu ernähren und zu kleiden, hatte die Vorstellung einer Sofort-Familie einen tiefen Reiz. Scientology nährt und beruhigt, «bombardiert» Prominente «mit Liebe», lobpreist sie, hätschelt sie und gibt ihnen Sicherheit.

Cruise wollte immer «dazugehören». Dustin Hoffman, sein Co-Star in «Rain Man», sagte: «Ich glaube, er brauchte verzweifelt eine Familie, ob es meine Familie war oder die behelfsmässige Familie der Filmcrew.» Hubbards Ausspruch: «Wenn es für dich nicht wahr ist, dann ist es nicht wahr», machte es Cruise möglich, das Drehbuch seines Lebens neu zu schreiben. Mit Hubbard an seiner Seite konnte er der Superman seiner Träume werden.

Während sein Erfolg anhielt, wurde er immer mehr in die Scientology-Kirche gezogen. Im Sommer 1989 wurde er in einen abgelegenen Schlupfwinkel eingeladen, der tief in der kalifornischen Wüste in der Nähe des Ortes Hemet liegt. Dort befand sich das Nervenzentrum von Scientology, wo deren Führer ihrer Mission der Weltherrschaft und der Verbreitung von Hubbards Evangelium nachgingen. Dort waren die «Sea Org», die fanatischsten Sektenmitglieder, stationiert. In paramilitärische Uniformen gekleidet, waren sie die Eiferer, die «Milliarden Jahre»-Verträge unterzeichneten, um ihre Treue zu beweisen. Sie arbeiteten, für fünfzig Dollar die Woche, lange, anstrengende Stunden und waren faktisch die Mönche und Nonnen der Sekte. Weibliche «Sea Org»-Mitglieder, die schwanger wurden, ermutigte man abzutreiben. Dies jedenfalls behauptet ein ehemaliges Sektenmitglied, dem es gelang abzuspringen. Sprecher von Scientology dementieren dies.

Cruise' erster Aufenthalt wurde mit der Präzision eines königlichen Besuchs organisiert.



«Der wichtigste Rekrut aller Zeiten»: Scientologe Cruise.

Hunderte von «Sea Org»-Mitgliedern hatten unermüdlich daran gearbeitet, den Ort makellos zu machen. Sie wurden angehalten, drinnen zu bleiben oder ihre Augen abzuwenden, wenn sie in die Nähe der «Anwesenheit» kamen. Schliesslich handelte es nicht um den Besuch irgendeiner alten Königin, sondern um denjenigen von Tom Cruise, des ungekrönten Königs von Hollywood. Miscavige, der zwergenhafte Führer der Sekte, sagte den Scientology-Managern: «Der wichtigste Rekrut aller Zeiten ist im Begriff, abgesichert zu werden. Seine Ankunft wird das Gesicht von Scientology auf ewig verändern.»

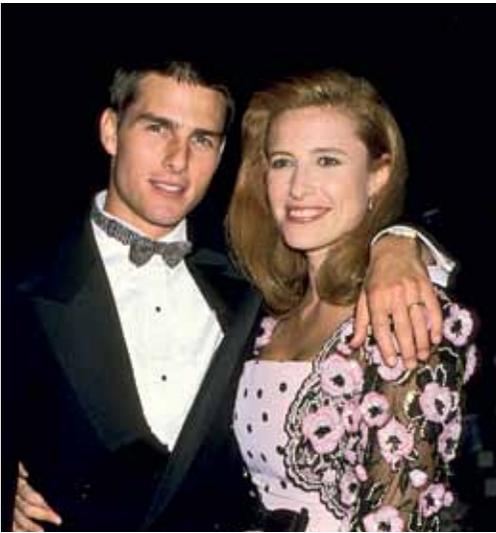
«Das Kleine-Männer-Syndrom»

Der Besuch stärkte nicht nur Cruise' neuen Glauben, er brachte ihn auch mit dem Mann zusammen, der auf sein Leben und seine Karriere einen tiefen Einfluss ausüben würde. Als er und Miscavige sich die Hand schüttelten, war die Chemie zwischen Sektenführer und Hollywoodstar greifbar. Cruise, selber kontrollierend, kompetitiv und machohaft, hatte seinesgleichen gefunden. Wie ein ehemaliger Scientologe, der an diesem ersten Wochenende dabei war, feststellt: «Beide sind ehrgeizige, anspruchsvolle, fokussierte Perfektionisten. Nennen wir es das Kleine-Männer-Syndrom.»

In ihrer Freundschaft war Miscavige die dominierende Kraft. Sein extremer Wille, aggressiver Ehrgeiz und seine Bereitschaft, an die Grenzen zu gehen, waren Cruise' eigenem Alphatier-Benehmen mehr als gewachsen. Er war der Strippenzieher. Der Schauspieler, dessen Name beinahe ein Synonym für «Kontrolle» ist, wurde von seinem Doppelgänger manipuliert.

Als Cruise' kurze Ehe mit Mimi Rogers im Dezember 1989 endete, waren Scientology-Manager parat, um mitzuhelfen, die komplizierten finanziellen Details zu entwirren und seiner neuen Liebe, Nicole Kidman, einen sicheren Zufluchtsort zu geben. Kidman hatte die weibliche Hauptrolle in seinem Rennfahrerfilm «Days of Thunder». Während Drehpausen flogen die beiden ins geheime Scientology-Lager, wo sie in einem VIP-Bungalow wohnten. Bei ihnen waren auch ihr Koch und Butler Greg Wilhere, ein höherer Scientologe, der heute Generalinspektor der Kirche ist. Weil Wilhere eine derart entscheidende Rolle spielte, um den Weg für seine Romanze zu ebneten, benannte Cruise einen Charakter im Film nach ihm. Es war ein Insiderwitz zwischen den beiden.

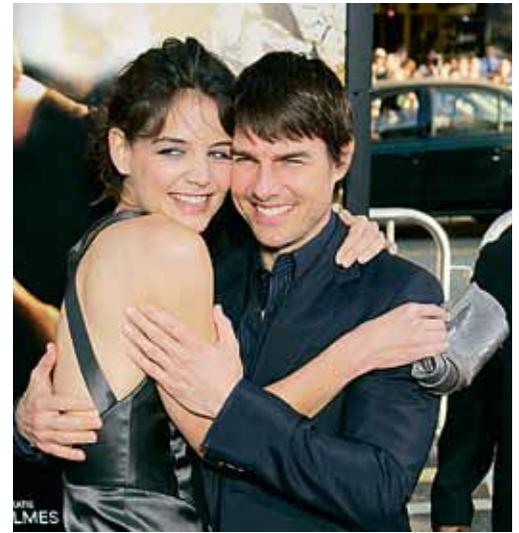
Als Cruise Kidman mit täglichen Lieferungen von Liebesbrieflein, Pralinen und Rosen umwarb – ein beliebtes Manöver –, telefonierte er die ganze Zeit mit Miscavige, dem dritten Rad in seinem Leben. Er fragte ihn in allem um Rat. Rat zu Drehbüchern, zu seinem Gewicht, zur Tonqualität in seinen Filmen. Zum Beispiel riet Miscavige ihm von der Rolle



Grosser Fisch: Cruise mit Mimi Rogers, 1989.



Durchs Blumenmeer: mit Nicole Kidman, 1998.



«Free Katie»: mit Katie Holmes, 2005.

des Edward Scissorhands ab, die dann von Johnny Depp gespielt wurde.

Während Cruise die «Brücke» hinaufging – Hubbards Ausdruck für Fortgeschrittenenkurse –, wurde Kidman behutsam in die Grundbegriffe der Scientology eingeführt. Als Katholikin aufgezogen, hatte sie ein grosses Problem: ihren Vater. Dr. Kidman war ein klinischer Psychologe und ein erklärter Feind von Scientology.

Kidmans Widerstand

Scientologen machen die Psychiatrie und psychiatrische Drogen für alle Übel der Welt verantwortlich, einschliesslich 9/11, des Holocausts und Stalins Säuberungen. Die Psychologie, obschon ein anderes Fachgebiet, ist in ihren Augen genauso schlimm. Damit Kidman wirklich in die Sekte aufgenommen werden konnte, musste sie sich von ihrem Vater «lösen» – das heisst nie wieder mit ihm kommunizieren. Das «Ablösen» («disconnecting») und das ständige Aussaugen von Geld aus den Gläubigen sind zwei Hauptvorwürfe, die der Sekte gemacht werden. Diejenigen, die ihr entrinnen, werden als Feinde oder «unterdrückende Personen» behandelt. Familienmitglieder von Abtrünnigen, die weiter der Sekte angehören, werden ermutigt, sich von diesen abzulösen. Für manche eine Quelle qualvollen Herzschmerzes.

Die Scientology-Hierarchie beschloss, pfleglich vorzugehen und sich im Falle Nicole Kidmans mit der «Vaterfrage» abzufinden. Sie taten alles, damit Kidman sich bei der Sekte zu Hause fühlte. Als Hochzeitsgeschenk befahl Miscavige zwanzig «Sea Org»-Mitgliedern, eine Wiese mit Feldblumen bereitzumachen, damit Nicole durch das Blumenmeer laufen konnte – ein Kindheitstraum von ihr. Es brauchte Wochen, um die Wiese richtig zu bepflanzen. Wiederum dementieren Sprecher von Scientology die Geschichte.

Nach einer gewissen Zeit begann Kidman gegen die Rolle von Scientology in ihrer Ehe

aufzubegehren. Für sie war die Sekte viel zu aufdringlich. Obschon sie einige Kurse belegte, war sie von Hubbards Lehre nie besonders begeistert. Als Stanley Kubrick 1996 dem Paar die Hauptrollen in seinem Film «Eyes Wide Shut» anbot, der in London gedreht werden sollte, dachte Kidman, dies sei eine Gelegenheit, um ihrem Gatten die Augen zu öffnen und sich von seinem Scientology-Kumpel zu distanzieren. Als sie in einem Interview 1998 über ihren Glauben sprach, klingelten im Sci-

Seine zweite Scheidung trieb ihn mit voller Wucht in die Arme von Scientology zurück.

entology-Hauptquartier die Alarmglocken. Sie hatte erklärt: «Es gibt ein wenig Buddhismus, ein wenig Scientology. Ich wurde als Katholikin erzogen, und ein grosser Teil von mir ist immer noch ein katholisches Mädchen.»

Scientology-Manager baten Cruise, an einem Sonderkurs teilzunehmen, der bezweckte, den Glauben fest zu verankern und die Personen in seinem Leben, die Schwierigkeiten bereiten, auszuschalten. Sie fürchteten, dass eine lauwarme Kidman Cruise' Treue zur Sekte tödlich kompromittieren könnte. Sie konnten es sich unter keinen Umständen leisten, ihr Aushängeschild zu verlieren. Viele Scientologen, die diesen bestimmten Kurs besucht hatten, schrieben dann aus freien Stücken Briefe an nahestehende Personen, die sich von der Sekte getrennt hatten, um ihnen zu sagen, dass sie sie nie mehr sehen wollten. Auch wenn es falsch wäre, alle Schuld am Scheitern von Cruises zweiter Ehe Scientology in die Schuhe zu schieben, lässt sich doch sagen, dass unter den Gläubigen keine Tränen vergossen wurden, als das Paar 2001 geschieden wurde.

Zu diesem Zeitpunkt hasste Kidman Scientology und fürchtete, dass Cruise ihre Kinder, Isabella und Conner, innerhalb der Sekte grossziehen wolle. Ein ehemaliger hochrangi-

ger Scientologe riet ihr insgeheim, still zu bleiben und nicht über Scientology zu sprechen, wenn sie ihre Kinder je wiedersehen wolle. Es scheint, dass sich mit Katie Holmes die Geschichte jetzt wiederholt.

Seine zweite Scheidung trieb Cruise mit voller Wucht in die Arme von Scientology zurück. Überall sang er gegenüber den Mächtigen dieser Welt das Lob der Scientology-Tugenden. Während der Promotionsreisen für seine Filme traf er Politiker und Botschafter in Deutschland, Frankreich und Spanien, wo man der Sekte feindselig gesinnt ist, und plädierte für «Religionsfreiheit». Gemäss seines früheren Buchprüfers Marty Rathburn, kontaktierte er Bill Clinton und benutzte Clintons Freundschaft zu Tony Blair, um zu versuchen, für Scientology in Grossbritannien Steuerfreiheit zu erlangen. Der Versuch scheiterte (aber als gemeinnützige Organisation zahlt Scientology keine Mehrwertsteuer).

Nach 9/11 gab Cruise Feuerwehrleuten und anderen Arbeitern an der World-Trade-Center-Stätte Geld, damit sie an von Scientology entwickelten «Entgiftungsprogrammen» teilnehmen konnten. Toxikologen haben diese Programme als Kurpfuscherei abgetan. Als Belohnung für seine Anstrengungen verlieh Miscavige Cruise im November 2004 die Freiheitsmedaille für Tapferkeit. Während der Feier sagte Cruise zu seinem besten Freund: «Ich habe nie zuvor ein kompetenteres, intelligenteres, toleranteres und barmherziges menschliches Wesen angetroffen. Und ich habe den Leader der Leader getroffen.» Zugunsten im Publikum war Yolanda Pecoraro, eine Schauspielerin und Scientologin, die Miscavige für die Rolle von Cruises neuer Freundin ausersehen hatte. Die Episode dauerte nicht lange. Cruise ging mit der kolumbianischen Schauspielerin Sofia Vergara aus, bevor er Katie Holmes vorgestellt wurde. Einmal mehr spielte Greg Wilhere Amor, nachdem Holmes in einem Interview verraten hatte, dass sie davon träume, Cruise zu heiraten.

Wenige Tage später räckelte sich Cruise auf der Couch der Fernsehmoderatorin Oprah Winfrey und proklamierte seine neue Liebe, bevor er in einer anderen Talkshow über die Psychiatrie herzog: «Sie kennen die Geschichte der Psychiatrie nicht. Ich kenne sie.» Gleichzeitig tadelte er Brooke Shields, weil sie zur Behandlung einer postpartialen Depression Medikamente nahm. Holmes' Eltern, Martin und Kathy, gehörten einer strammkatholischen Gemeinde im ruhigen Toledo im Staate Ohio an. Als sie Cruise am Fernsehen sahen, müssen sie sich gefragt haben, auf welche Monstrositätenschau sich ihre geliebte Tochter eingelassen hatte. Sie fanden es bald einmal heraus.

Schwangerschaft nach Hubbards Lehre

Im Juni 2005, als sie der Scientology-Kirche beitrug, unterzeichnete Holmes eine Rechtsurkunde. Es war das erste Mal, dass ihr Vater, ein Anwalt, eine Rechtsschrift für sie nicht überprüft hatte. Dann wurde sie in Cruise' Welt eingehüllt, in der alle – von Cruise' Gärtner bis zu der bei ihm wohnenden Mutter und den Schwestern – Mitglieder der Kirche sind. Es ging nicht lange, bis «Free Katie»-T-Shirts auftauchten. Aber dann war es schon zu spät. Die sprudelnde, selbstironische Schauspielerin erinnerte an eine «Stepford-Wife» (aus den gleichnamigen Filmen). Dumpfäugig und leblos wiederholte sie die Mantra, dass das Leben «magisch» sei. Und wenn sie keine Worte finden konnte, um ihre Ekstase auszudrücken, tat dies ihre Aufpasserin Jessica Feshbach, ein «SeaOrg»-Mitglied für sie.

Ihre Schwangerschaft richtete sich nach Hubbards Lehre. Sie gebar ihre Tochter Suri in aller Stille. Tom versprach, ihre Plazenta zu essen. Bei ihrer Heirat in einem italienischen Schloss 2006 war Miscavige Trauzeuge. Es gab Berichte – die später von Scientology dementiert wurden –, wonach Miscavige und seine Frau Shelly das Paar in die Flitterwochen begleitet hätten. Einige Woche später schlossen sich die Frischverheirateten 2000 anderen Scientologen an, um im Shrine Auditorium in Los Angeles Miscavige zu lauschen, der in apokalyptischen Tönen über die «globale Vernichtung» der Psychiatrie mit Granaten und «smart bombs» faselte. Als er von den Plänen der Organisation zur Übernahme der Weltherrschaft und von «planetarer Säuberung» sprach, wurde klar, wie entscheidend die Cruises für ihre Expansionsstrategie waren. Mitgliederzahlen sind schwer zu finden, aber auf der Welt gibt es ungefähr 50 000 Scientologen. (Die Kirche bläht ihre Mitgliederzahl auf, indem sie alle dazu zählt, die je Hubbards Pamphlet gelesen haben.)

Miscavige will mehr. Wie er an der Veranstaltung klarmachte, gibt die Anwesenheit von Mr und Mrs Cruise der Kirche eine weltumspannende Reichweite. Er verkündete ihre «Hochzeit des Jahrhunderts» als eine Gelegenheit, um den Planeten in die Lehre der Scientology einzuführen. Seine Worte nährten den Verdacht, dass die Ge-

burt von Baby Suri und die Hochzeit ebenso sehr eine Marketingstrategie für Scientology waren wie die Vereinigung zweier Menschen. Miscavige gelang es glänzend, via seinen besten Freund seine Religion zu verkaufen. Cruise seinerseits war bereit, seine Glaubwürdigkeit und seine Popularität für seinen Glauben zu opfern – und für das Privileg, freigebig zu bezahlen. Seine Spenden an die Kirche gehen in die Dutzende von Millionen.

Wie Frank Zappa einmal gesagt hat, «der Unterschied zwischen einer Sekte und einer Kirche liegt im Grundbesitz». Über die Jahre hat Miscavige mittels Spenden von Cruise und anderen reichen Mitgliedern ein riesiges Portfolio von Grundbesitz in Hollywood, Florida, Berlin, London und anderswo angehäuft.

Miscavige und Cruise hatten die rehägige Katie Holmes unterschätzt. Aus Angst, dass ihre Tochter Suri, die jetzt als Sechsjährige für die nächste Stufe von Scientology (eine sogenannte «Sicherheitsprüfung») vorgesehen war, einer Gehirnwäsche unterzogen würde, organisierte sie ihre Flucht aus dem offenen Gefängnis «Camp Cruise». Sie hatte gesehen, wie Nicole Kidmans Beziehung zu ihren adoptierten Kindern Connor und Isabella im besten Fall distanziert geworden ist: Beide Kinder werden in Scientology-Schulen erzogen. Sie war fest entschlossen, dass ihr dies nicht passieren würde.

Es ist ein riskantes Geschäft, sich mit Cruise und seiner Kirche anzulegen.

Mit Hilfe ihres Vaters mietete sie insgeheim eine Wohnung in New York und engagierte ihren früheren PR-Vertreter, neue, nicht Scientology angehörende Leibwächter und einen Staranwalt. Die heimliche Planung zeigt, dass sie und ihre Familie – wie viele zuvor – jetzt die ernüchternde Realität begriffen haben. Es ist ein riskantes Geschäft, sich mit Cruise und seiner Kirche anzulegen. Holmes' Entschluss, ihrem Gatten



«Leader der Leader»: Cruise-Freund Miscavige.

und seinem Tun zu entfliehen, bedeutet für Scientology ein grosses Problem. Wenn das weibliche Aushängeschild der Sekte derart ausgeklügelte Anstrengungen unternimmt, um den Klauen ihres Manns und der Sekte zu entkommen, ist dies keine Empfehlung für Scientology. Es gibt Berichte, wonach Miscaviges Vater und Hubbards Sohn sich ebenfalls von der Organisation abgesetzt hätten. Was sagt dies über die Beschaffenheit der Kirche?

Das sich entfaltende Drama wirft ein Schlaglicht auf die unheimliche Seite der Sekte, insbesondere auf die Art und Weise, wie Familien wegen der Kirchendoktrin routinemässig auseinandergezerrt werden. Ehemalige Scientologen, in vorderster Linie Jenna Miscavige Hill, Nichte des Leaders, haben die Kirche öffentlich und mutig kritisiert. Sie haben Cruise vorgeworfen, er «unterstütze eine Religion, die Familien zerreisst, sowohl in den Medien wie finanziell». Der Schauspieler Jason Beghe hat sich der Kritik angeschlossen und behauptet, die Kirche sei eine Abzockerin. Obwohl er für deren Kurse eine Million Dollar bezahlt habe, könne er immer noch nicht mit seinem Geist einen Aschenbecher bewegen.

Ein langjähriger Beobachter der Sekte bemerkte: «Diese ganze Episode ist ein grosses Negativum. Jetzt müssen die internationalen Medien Scientology erklären, wieso die Sekte unheimlich ist und wieso Katie Angst gekriegt hat. Für sie ist dies ein Fluch. Sie werden dies noch mehr hassen als die FBI-Razzia.»

Dem Aushängeschild, dem ehemaligen poster boy, haftet jetzt ein schlechter Geruch an. Sein durchzogenes Liebesleben umgibt den Star und seine Kirche mit einer übelriechenden Aura. Unter normalen Umständen würde Miscavige sich und die Kirche von Cruise distanzieren, nachdem dieser zur Belastung geworden ist.

Aber weil Cruise der grösste Donator ist und sich zum öffentlichen Gesicht einer geheimnistuerischen Sekte gemacht hat, ist dies wahrhaftig eine «mission implausible». In ihrer heutigen Form existiert Scientology nur wegen Cruise. Die Kirche ist im Schmelztiegel der Prominentenanbetung geschmiedet worden.

Cruise hat keine formelle Stellung, aber Miscavige hat Vertrauten privat gesagt, er würde ihn, wenn er könnte, zum Generalinspektor machen, dem zweithöchsten Rang in der Sekte. Cruise und sein Glauben stehen oder fallen zusammen.

So hat denn Miscavige kaum eine andere Wahl, als die Schotten dichtzumachen, das Kritikfeuer über sich ergehen zu lassen und eine «Sea Org»-Suchposse aufzuziehen, um so eine vierte Mrs Cruise zu finden. Nur gefügige und ehrgeizige Schauspielerinnen brauchen sich zu melden.

Andrew Morton ist der Autor von «Tom Cruise – An Unauthorized Biography». St. Martin's Press, New York © Andrew Morton

Libor-Sturm im Wasserglas

Britische, aber auch Schweizer Grossbanken stehen am Pranger: Es geht um Zinsmanipulationen, Politik und Heuchelei. Die Brandprediger gegen die Finanzindustrie machen es sich zu einfach. *Von Roger Köppel*

Seit letzter Woche hält der «Libor-Skandal» die Londoner City und die internationale Finanzwelt in Atem. Die Chefs der britischen Grossbank Barclays mussten zurücktreten, weitere Köpfe werden gefordert. Man vermutet, dass auch Schweizer Banken verwickelt sein könnten. Englische Regierungsmitglieder haben das Bankenproblem zur politischen Schlamm-schlacht gegen die Opposition hochgehelt. Traut man den Zeitungen, haben wir es mit einem weiteren Erdbeben für die ohnehin gebeutelten Banken zu tun.

Die *Financial Times* spricht bereits von einem «Tobacco Moment» für die Finanzindustrie. Damit spielt sie auf die Milliardenbussen an, die vor ein paar Jahren den Zigarettenfirmen aufgebrummt wurden, weil man ihren Produkten krebsfördernde Wirkungen nachgewiesen hatte. Die *Sunday Times* machte sich derweil über die Banking-Elite des Landes lustig, indem sie den zum Rücktritt gedrängten Barclays-Chef Bob Diamond, der tatsächlich so heisst, mit einer Bildmontage in gleichsam abgesägten Unterhosen zeigte. Im Zürcher *Tages-Anzeiger* ist von «gezinkten Karten» wie bei der «italienischen Fussballmafia» die Rede.

Zentralnerv der Industrie

Was hat den Aufruhr verursacht? Letzte Woche sickerte durch, dass Barclays und andere Banken von 2005 bis 2009 systematisch die Libor-Zinsen frisierten und die Behörden anschwandelten. Was technisch klingt, rührt an den Zentralnerv der Industrie: Der Libor ist der Zins, zu dem sich die Banken untereinander Geld ausleihen, also eine Art Richtmass und Kompass der Branche. Wenn eine Bank hohe Libor-Zinsen zahlen muss, hat sie Probleme; wenn sie tiefe Libor-Zinsen erzielt, ist sie besonders kreditwürdig, also gut in Form.

Am Libor hängen aber auch ungezählte Finanzprodukte, die je nach Richtzins mehr oder weniger Ertrag abwerfen oder kosten. Experten bezeichnen den Libor deshalb als den «Vater aller Zinssätze», als eine Art geheiligtes Eichmass der Branche, und der Laie ging bisher davon aus, dass der Libor eine unbestechliche Marktgrösse sei, von der sich alle wesentlichen Preise der Finanzwelt ableiten. Wie in aller Welt kann ein solch wichtiger Referenzwert überhaupt manipuliert, ja gefälscht werden? Was für ein geniales Verbrecherhirn ist notwendig, um die schurkischen Techniken zu erfinden, mit denen ein derart zentrales Steuerungsinstrument der Finanzmärkte über Jahre «getürkt» werden kann?

Die Antworten fallen für alle Beteiligten – Banken wie Behörden – hochnotpeinlich aus. Zunächst zur Bank: Die Libor-Manipulationen waren von geradezu bewundernswerter Plumpheit. Hier waren keine Meisterverbrecher am Werk, sondern Kleinbetrüger, die ihre Schummeleien sogar auf E-Mails dokumentierten und sich dabei auf die Schultern klopfen: «Könnt ihr nicht was machen? Wenn der Libor morgen sinkt, bin ich tot», tippete ein Angestellter hilferufend in die Tasten. Später schrieb er erleichtert dem Kollegen der anderen Bank: «Super. Muss mich bedanken. Komm rüber. Wir öffnen eine Flasche Sekt.»

Die Händler sprachen sich ab, schoben sich Bruchteile von Prozenten zu und einigten sich auf Libor-Sätze, die ihnen die Abwicklung der Geschäfte erleichterten. Wie viel Geld sie dabei verdienten, ist Gegenstand von Untersuchungen. Entscheidend dürfte nach Aussagen von Experten aber nicht die kaum feststellbare Deliktsumme sein, sondern die Tatsache, mit welcher Selbstherrlichkeit sich die hochbezahlten Investmentbanker über Grundregeln des Anstands hinwegsetzten. Die Anekdoten ergeben ein Sittenbild des Sittenverfalls in einer der weltweit grössten Banken.

Von bewundernswerter Plumpheit

Die Zinsmanipulationen begannen 2005. Die Behörden vermuten aufgrund der eben zitierten E-Mails Bereicherungsabsicht, bewiesen freilich ist noch nichts. Die zweite Fälschungswelle von Barclays folgte während der Finanzkrise, aus anderen Motiven. Nach dem Kollaps der Investmentbank Lehman Brothers im Herbst 2008 brach das Vertrauen unter den Banken zusammen. Der Kreditfluss versiegte, die Wirtschaft drohte vollends einzubrechen. Die Libor-Sätze – Gradmesser der Kreditwürdigkeit der Banken – schossen nach oben. Je höher der Libor, desto angeschlagener die Bank. In dieser Situation war es nachvollziehbar, wenn auch illegitim, dass die Banken die Absicht entwickelten, sich aus strategischen Gründen besser darzustellen, als sie waren. Auf jeden Fall begann Barclays, die Libor-Kurse nach unten zu manipulieren, um die eigene Kreditwürdigkeit zu beschönigen und Panik aus den Märkten zu nehmen. Die Situation verkomplizierte sich insofern, als es sich während der Finanzkrise gewissermassen um theoretische Libor-Sätze handelte, denn die Banken liehen sich ja überhaupt kein Geld mehr aus, sondern mussten von den Notenbanken mit gewaltigen Geldspritzen versorgt werden.

Aus dieser Zeit stammt das Bonmot des englischen Zentralbankpräsidenten Mervyn King, der den Libor sinnngemäss als jenen Zins definierte, «zu dem sich die Banken aktuell kein Geld mehr leihen». Barclays also täuschte die Behörden, indem die Bank, aufgrund der Finanzkrise ebenfalls angeschlagen, zu tiefe Libor-Sätze meldete mit dem Ziel, die eigene Stabilität in ein besseres Licht zu rücken.

Das alles ist haarsträubend und irritierend, keine Frage. Hier wurde getäuscht und betrogen. Entsprechend gross ist jetzt, zumindest in Grossbritannien, die öffentliche Entrüstung. Die Frage aber lautet: Haben wir es hier wirk-



Sittenbild des Sittenverfalls: Ex-Barclays Chef Bob

lich mit einem Grossskandal der Banken zu tun? Zweifel sind berechtigt. Weit beunruhigender als die Manipulationen nämlich ist die Tatsache, dass eine so wichtige Kenngrösse wie der Libor auf so plumpe Weise überhaupt gefälscht werden kann. Wie ist das möglich? Die Frage führt zum Kern des Problems: Der Libor ist seit seiner Erfindung leicht manipulierbar. Das Verfahren, das zu seiner Bestimmung führt, ist primitiv und im Grunde fahrlässig angesichts der Bedeutung, die der Libor als Referenzzins aufweist. Der Libor ist aus seiner Konstruktion heraus kein freier Marktpreis, sondern systembedingt ein Resultat von Absprachen.

Und zwar so: Die Aufsicht bestimmt eine

Reihe von Banken, die sie nach den aktuellen Libor-Sätzen regelmässig befragt. Die von den Banken genannten Werte werden statistisch bereinigt. Man zieht die höchsten und die tiefsten Zinssätze ab und errechnet aus dem Rest einen Durchschnitt, der dann als Referenzzins Libor gilt. Natürlich gehen die Behörden davon aus, dass die Libor-Banken ihnen die realen Zinssätze nennen, aber ein Verfahren, das so sehr auf Aussagen und nicht auf überprüfbare Fakten abstellt, ist naturgemäss beeinflussbar. Das war und ist den Behörden längst bekannt. Sonst hätten sie nicht ein spezielles Berechnungsverfahren eingeführt, das Extremwerte bei der Libor-Ermittlung statistisch ausschliesst.

Die Behörden manipulierten mit

Dies führt uns zum interessantesten Aspekt des Libor-»Skandals«, der im Grunde auf eine längst bekannte Erkenntnis hinausläuft: Es war riskant bis weltfremd von den Behörden,

der Anschuldigung ausgesetzt, unlauter in die Gestaltung der Libor-Zinsen eingegriffen zu haben. Im Rahmen der Untersuchungen gegen Barclays-Chef Diamond kam heraus, dass hochrangige Politiker und ein Kadermann der englischen Notenbank Barclays ausdrücklich mahnten, ihre Libor-Sätze nicht nach oben schnellen zu lassen: «Sie [die Libor-Sätze] brauchen nicht so hoch zu sein», wie ein Telefongespräch zwischen Diamond und Notenbank-Direktoriumsmitglied Paul Tucker zitiert wird. Wurde Barclays von der Notenbank zu den Manipulationen angestiftet? Nach dem Zusammenbruch mehrerer britischer Banken hatten weder die Regierung noch die Notenbank ein Interesse an weiteren Sanierungsfällen. Hohe Liborsätze galten während der Finanzkrise als Krankheitssymptom, dessen man sich schleunigst zu entledigen hatte, notfalls durch falsche Angaben. Nicht nur die Banken, auch die Behörden hatten ein Interesse, die Libor-Zinsen nach unten zu schmin-

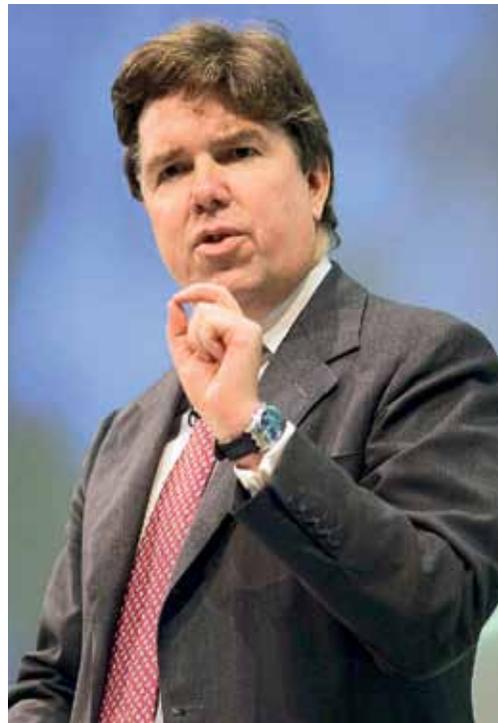
wurde. Die Aufsichtsbehörden entzogen Diamond ohrfeigenhaft das Vertrauen, wobei dem scheidenden Barclays-Chef in Grossbritannien niemand eine Träne nachweint.

Handkehrum: Die Entrüstung der Behörden wirkt übertrieben. Die Libor-Manipulationen sind nicht der Skandal, zu dem sie gemacht werden sollen. Sie sind moralisch verwerflich, gewiss, aber ihr Schaden hält sich in Grenzen. Mal wurde der Libor um wenige Basispunkte (Hundertstelprozent) gehoben, dann gesenkt. Es wird sehr schwer bis unmöglich sein, fassbare Deliktsummen zu berechnen, auch wenn die Fantasie der Sammelkläger gross ist. Die Affäre ist ein Sturm im Wasserglas.

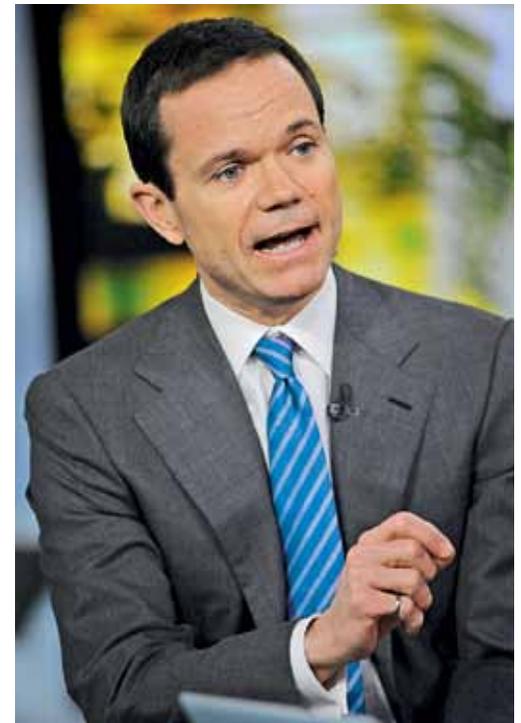
Zu Recht wies die NZZ in einem Kommentar darauf hin, dass das Barclays-Bashing merkwürdig anmutet in Zeiten, wo Notenbanken und Regierungen alle ihre Kräfte anspannen, um bei Staatsanleihen und Banksanierungen die Marktzinsen zu manipulieren beziehungsweise zu beseitigen durch immer neue



Diamond.



Eingriff: Notenbank-Direktor Tucker.



Irritierend: Barclays Co-CEO del Missier.

eine der wichtigsten Referenzgrössen der Finanzindustrie auf blossen Aussagen der Marktteilnehmer und die Hoffnung auf deren Ehrlichkeit aufzubauen. Und wie wir gesehen haben, produzierte die Finanzkrise für die Banken einen Interessenkonflikt. Sie hatten aufgrund des wachsenden Drucks einen Anreiz, den Libor tiefer auszuweisen, um die eigene Kreditwürdigkeit aufzupolieren. Damit soll die Unehrlichkeit der Zinsfälscher nicht entschuldigt werden, aber die Behörden müssen sich fragen, ob ihr System der Libor-Findung der Lebenswirklichkeit der Branche gerecht wurde. Offensichtlich nicht.

Aber es kommt noch ein weiteres Element hinzu: Die Behörden selber sehen sich heute

ken. Man wusste um die Unzulänglichkeit des Systems, doch niemand hatte eine Idee, wie es praktisch zu verbessern gewesen wäre.

Zu viel Testosteron

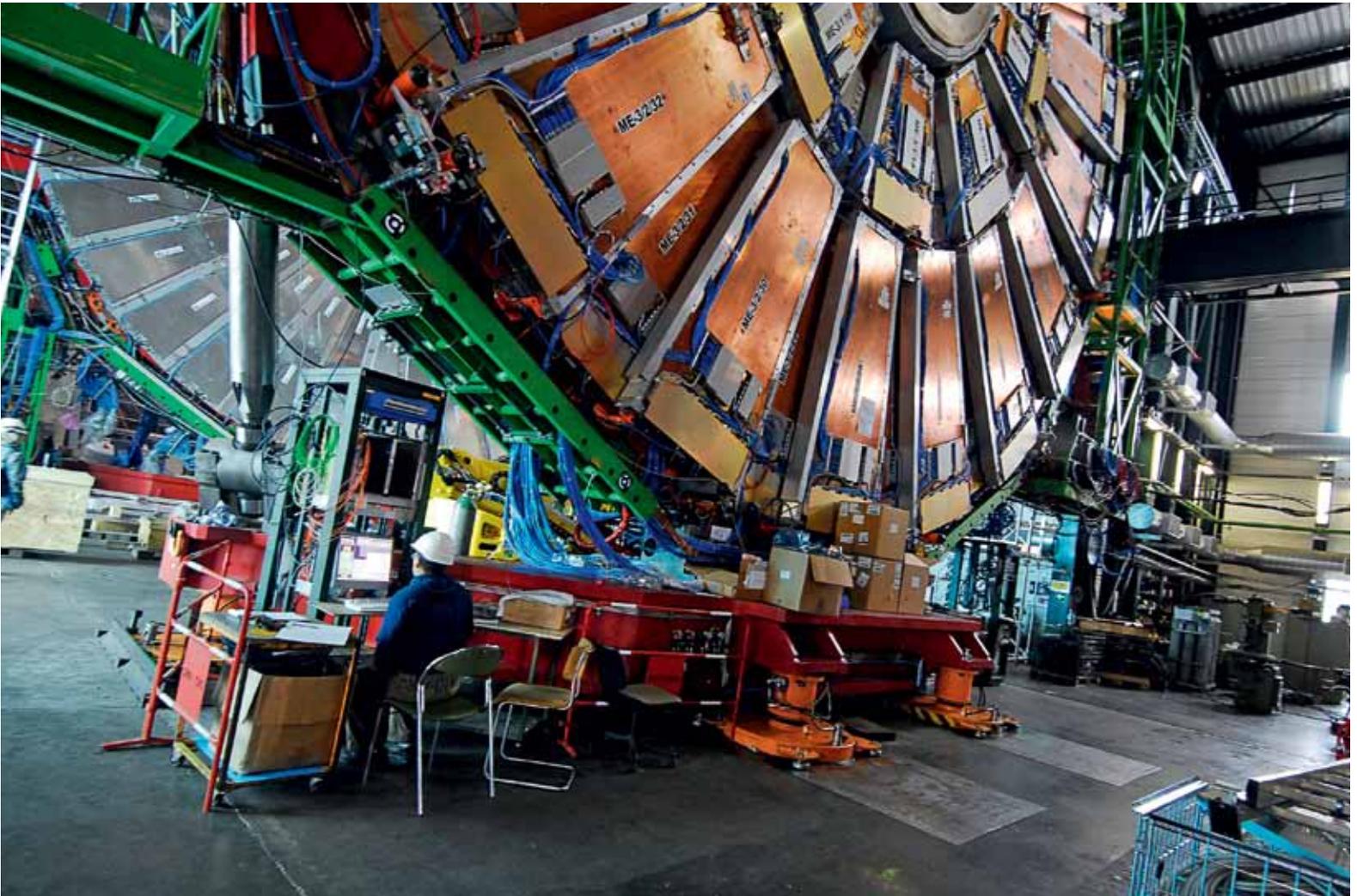
Das Verhalten der schummelnden Libor-Händler soll nicht schöngeredet werden. Die Investmentbanker, die falsche Angaben verbreiteten und sich mit anderen Banken absprachen, haben versagt und gehören bestraft. Vermutlich wurde die Arroganz der Angestellten durch ihren überehrgeizigen Chef Bob Diamond noch zusätzlich befeuert. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet der als Raffzahn geltende, stets fulminant auftretende Investmentbanker an der Barclays-Spitze zum Rücktritt gedrängt

Milliardenpakete, die sie auf Kosten der Steuerzahler undemokratisch verabschieden. Natürlich macht ein Unrecht ein anderes nicht ungeschehen, aber die Proportionen sollten gewahrt bleiben.

Die Libor-Affäre steht, nach heutiger Kenntnis, für die Arroganz eines überholten Investmentbankings. Ja. Aber sie ist auch das Symptom einer Doppelmoral der Behörden. Sie nehmen sich Freiheiten heraus, für die private Marktteilnehmer an den Pranger gestellt werden. Wer grossräumig Zinsen manipuliert, wer ein korruptionsanfälliges System der Libor-Findung zulässt, dieses jahrelang toleriert und im Notfall selber missbraucht, sollte nicht mit Steinen auf die anderen werfen. ○

Mondlandung der Teilchenphysik

Alles weist darauf hin, dass die Wissenschaftler am Forschungszentrum Cern in Genf das Higgs-Teilchen entdeckt haben. Das ist so bedeutend, weil es erklären kann, warum es überhaupt so etwas wie Masse gibt. Jetzt kommt viel Arbeit auf die Physiker zu. *Von Dirk Eidemüller*



Billiarden von Ereignissen: Teilchenbeschleuniger am Cern.

Es muss ja einen Grund geben, warum gestandenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Augen feucht werden, wenn sie das magische Symbol «5 Sigma» sehen. Es muss einen Grund geben, warum weltweit viele tausend höchstqualifizierte Idealistinnen und Idealisten Jahrzehnte ihrer Lebenszeit in diesen einen Augenblick gesteckt haben, in dem die Statistik endlich ausreicht, um sagen zu dürfen: «Da ist etwas!» Und es muss auch einen Grund geben, warum Staaten in internationaler Zusammenarbeit einige Milliarden Euro ausgeben, um die abstrakte Quantentheorie wirklich verstehen zu können – bis zu jenem Punkt, an dem das Grösste mit dem Kleinsten zusammenhängt.

Die Augenblicke, in denen Jahrzehnte harter Arbeit sich schliesslich zu einem stimmigen Ganzen zusammenfügen, sind selten im Leben eines Wissenschaftlers. Dennoch sind sie es, die seiner Tätigkeit Sinn und Tiefe geben. Die Ent-

deckung des Higgs-Bosons wäre ein solcher Augenblick. Und dieses «wäre» ist sehr vorsichtig gehalten: Denn alle Anzeichen deuten darauf hin, dass die Ankündigung des europäischen Forschungszentrums Cern von letzter Woche, ein neues Teilchen gefunden zu haben, auf das gewünschte Higgs-Teilchen hinweist.

Verzweifelt gesuchter Eckstein

Damit wäre der verzweifelt gesuchte und äusserst schwierig zu findende Eckstein der heute bekannten Elementarteilchentheorie endlich gesichert. Das Teilchen wäre identifiziert, das allen anderen ihre Trägheit und Masse verleiht. Die letzte noch ausstehende Partikel im Baukasten der Elementarteilchen wäre gefunden. Und selbst wenn sich überraschenderweise herausstellen sollte, dass es ein anderes, unbekanntes Teilchen ist, wäre dies keine geringere Sensation. Im Gegenteil: Einige Theo-

retiker wünschen sich das geradezu; denn dann könnten sie neue Modelle unterbreiten, die über den Rahmen der heute akzeptierten Physik hinausweisen.

Was also hat es mit diesem Higgs-Teilchen auf sich, dass alle Welt plötzlich über seine mutmassliche Entdeckung informiert wird? Manch einer denkt sich, es werde halt kräftig die Werbetrommel gerührt, weil mal wieder eine Entdeckung zu brauchbarer Zeit verkündet werden musste. Auch Wissenschaftler sind schliesslich nur Menschen, die ein bisschen Reklame brauchen, um Forschungsgelder und Drittmittel einzutreiben.

Das jetzt entdeckte Teilchen gehört auf keinen Fall in diese Kategorie. Diese Entdeckung ist mehr als ein Meilenstein: Sie ist die Meisterleistung der weltweiten Elite der Teilchenphysiker und der sie unterstützenden Techniker der letzten dreissig Jahre. Man kann sie auf-

grund ihrer Dauer, Komplexität und Bedeutung ruhigen Gewissens die «Mondlandung der Teilchenphysik» nennen – dann spart man sich auch religiös aufgeladene Begriffe wie den «heiligen Gral der Teilchenphysik» oder das «Gottesteilchen». Selbst religiöse Physiker mögen diese Schlagworte nicht, weil sie die nüchternen Fakten und ihre Deutung durcheinanderwürfeln. Zudem stammen viele der involvierten Physiker aus Kulturkreisen, die mit diesen Begriffen wenig verbinden. Auch wird sich die Bedeutung dieser Entdeckung für Physik, Technik und Philosophie wohl erst künftigen Generationen erschliessen.

Die jetzt präsentierten Ergebnisse weisen genau darauf hin, wo man zu suchen hat, um die Physik voranzubringen, nämlich bei einer Energie von rund 126 Gigaelektronenvolt. Nach Einsteins berühmter Gleichung, dass Masse und Energie äquivalent sind, entspricht die Masse des winzigen Higgs-Teilchens derjenigen von immerhin 133 Wasserstoffkernen. Um so viel Energie in einem winzigen Punkt zu konzentrieren, werden im Speicherring des Beschleunigers Protonen bis ganz nahe an die Lichtgeschwindigkeit beschleunigt. Etliche Pakete dieser winzigen Teilchen kreisen in gegenläufiger Richtung im 27 Kilometer langen Tunnel hundert Meter unter der Erde.

Die Protonen werden an bestimmten Punkten zur Kollision gebracht. Dort stehen in riesigen unterirdischen Kavernen haushohe Detektoren, bis in den kleinsten Winkel mit Messgeräten und Elektronik vollgestopft. In jeder Sekunde sind eine Milliarde Kollisionen zu verzeichnen. Aber pro Jahr entstehen nur bei rund hunderttausend von diesen die gesuchten Higgs-Teilchen. Die unglaublichen Datenmengen, die es hierbei zu verwalten und zu durchforsten gilt, entsprechen der Aufgabe, zu untersuchen, was alle Menschen auf der Welt gleichzeitig sagen – während jeder zwanzig Telefongespräche parallel führt.

Was aber hat es mit diesem gigantische Aufwand und dem dadurch nun wahrscheinlich gefundenen Higgs-Teilchen auf sich? Benannt wurde es nach dem britischen Physiker Peter Higgs, der 1964 eine Arbeit einreichte, in der er ein entscheidendes Manko der damaligen Quantentheorie auszuräumen suchte. Unabhängig von ihm lieferten auch andere Forscher ähnliche Arbeiten, so dass ihnen gleicher Ruhm wie Higgs gebührt: François Englert und Robert Brout von der Université Libre in Brüssel sowie Tom Kibble, Carl Hagen und Gerald Guralnik vom Imperial College London.

Wie kosmischer Sirup

Das unter Physikern kurz Higgs genannte Teilchen ist so bedeutend, weil es erklären kann, warum in der Teilchenphysik überhaupt so etwas wie Masse auftaucht. Die Gleichungen der Quantentheorie, mit denen Physiker die Elementarteilchen beschreiben,

funktionieren zwar hervorragend. Sie geben die fundamentalen Wechselwirkungen der verschiedenen Teilchenklassen wieder und erklären so die Struktur der uns bekannten Materie. Sie hatten bis zum Einfall von Higgs und seinen Kollegen aber einen entscheidenden Schönheitsfehler: Kein Teilchen durfte eine eigene Masse haben, sonst hätte die Theorie nicht funktioniert. Alle Materie, wie wir sie kennen, besitzt aber Masse. Die Physiker fragten sich damals, wie ihre Theorie zu reparieren sei oder ob sie nicht doch ein Fall für den Müll-eimer sei.

Es war eine gewagte Spekulation von Higgs und den anderen, ein neuartiges Kraftfeld zu postulieren, das den Teilchen ihre Masse und Trägheit erst verleiht. Nur wer Masse hat, wirkt einer Beschleunigung mit Widerstand entgegen. Masselose Teilchen wie das Licht können nicht in Ruhe verharren, sondern sind stets mit Lichtgeschwindigkeit unterwegs. Das Higgs-Feld ist also eine Art kosmischer Sirup, der sich zwar mit allen Teilchen mitbewegt, aber dafür sorgt, dass sie ihre Geschwindigkeit nicht zu schnell ändern. Ohne dieses

Am meisten ist die Wissenschaft immer vorangekommen, wenn etwas Unerwartetes passiert ist.

Higgs-Feld würden alle Teilchen stets mit Lichtgeschwindigkeit durchs Universum sausen. Es gäbe keine Planeten und keine Beschleuniger und keine Zeitungleser.

Die komplexeste je ersonnene Technik

Zu diesem Kraftfeld muss auch ein sogenanntes Higgs-Teilchen existieren. Es gibt die lustige Parabel von der Cocktailgesellschaft, um dessen Wirkungsweise zu illustrieren. So kann ein Unbekannter schnell durch einen Raum voller Menschen gehen. Der Unbekannte wäre ein masseloses Teilchen wie etwa das Licht, das sich ungehindert mit Lichtgeschwindigkeit bewegt. Ein massereiches Teilchen wird hingegen mit einem Prominenten identifiziert – je massereicher, desto prominenter. Diesen Prominenten umrunden blitzschnell die Leute, wodurch er langsamer wird und eine viel grössere Trägheit erhält.

Man kann aufgrund der Theorie leider nicht vorhersagen, wie schwer das Higgs ist. Nur über schwierige Messungen konnten die Physiker über Jahrzehnte den Bereich immer weiter einengen, in dem es nun wohl gefunden wurde. Nicht genug, dass man die komplexeste je von Menschen ersonnene Technik entwickeln musste, um aus insgesamt Milliarden von Ereignissen – selbst Bankenretter werden bei solchen Ziffern hellhörig – die entscheidenden paar Dutzend herauszufiltern. Das ist ungefähr so, als wollte man aus einem Olympiaschwimmbad voller Sand die hundert Sand-

körner mit der richtigen Grösse herausfischen. Das Higgs versteckt sich gut im riesigen Wust von Ereignissen. Es wird selten erzeugt und ist noch dazu äusserst kurzlebig. Es zerfällt praktisch an Ort und Stelle seiner Erzeugung wieder in eine mögliche Palette anderer Teilchen. Die Teilchenphysiker müssen also Spuren rekonstruieren, ähnlich wie Fährtenleser, die im Sand um ein Felsplateau herum die Spuren von Küken sehen und daraus den Rückschluss ziehen müssen, welches Vogelpaar auf dem Felsen gebrütet hat. Nur dass die Eierschalen sich bereits in Luft aufgelöst haben.

Unerwartete Eigenschaften willkommen

Dass jetzt gleich die Teams zweier Detektoren unabhängig voneinander verkünden, ihre Daten hätten die Schwelle zum Nachweis erreicht, gilt als sichere Bestätigung. Denn ein Experiment allein kann immer Mängel aufweisen, die irgendwo zu überzogenen Daten führen. Mit dem Nachweiswert von «5 Sigma» ist die Irrtumswahrscheinlichkeit nun kleiner als eins zu einer Million.

Nun gilt es, das neuentdeckte Teilchen auf all seine Eigenschaften hin zu untersuchen. Viele hoffen, dass es zwar das gesuchte Higgs ist, dass es aber auch einige unerwartete Eigenschaften zeigt, die den Rahmen der heutigen Theorie sprengen. Am meisten ist die Wissenschaft schliesslich immer vorangekommen, wenn etwas Unerwartetes passiert ist. Von der heutigen Theorie wissen wir, dass sie zwar vieles hervorragend erklärt, dass es aber auch einige Phänomene gibt, auf die sie keine Antworten hat. Hierzu gehören etwa die seit einiger Zeit bekannten Neutrino-Oszillationen, die Existenz unsichtbarer dunkler Materie und dunkler Energie im Weltraum sowie die Verknüpfung mit der Gravitation.

Der Beschleuniger in Genf wird dank seiner hervorragenden Ergebnisse zunächst einige Monate länger laufen als geplant, um dann nach knapp zweijährigem Umbau mit noch deutlich gesteigerter Energie neue Projekte in Angriff zu nehmen. Er ist von seinem Bauprinzip her allerdings eher eine Entdeckungsmaschine und weniger eine Präzisionsmaschine. Die Physiker erhoffen sich von künftigen Beschleunigern die Möglichkeit, das jetzt entdeckte Teilchen – und hoffentlich noch weitere – hochgenau untersuchen zu können. Dies wird entscheidend sein für die künftigen Entwicklungen in der physikalischen Grundlagenforschung. Die nächsten Monate und Jahre werden jedenfalls erst noch einmal harte Arbeit für alle Beteiligten bringen – bis der Nachweis des Higgs-Teilchens gesichert ist. Die Physik des 21. Jahrhunderts hat am 4. Juli 2012 begonnen.

Dirk Eidemüller ist Teilchenphysiker und Wissenschaftsphilosoph. Er lebt in Berlin.



Amerikas schönster Porzellan-Import: Schauspielerin Diane Kruger (r.).



Die Boudoir-Deutsche

Von Daniele Muscionico

Da liegt sie. Was heisst: liegt? Es muss ein neuer Begriff erfunden werden für die Lage, in der sich die transatlantische Blondine eingerichtet hat, im Leben allgemein und hier im Bild besonders. Es ist ein Rückenräkeln mit dem Fesselblick zur Kamera. Und diesen Blick beherrscht Diane Kruger aus Algermissen bei Hildesheim filmreif.

Sie ist Amerikas schönster Porzellan-Import aus der Alten Welt. Sie ist die deutsche Antwort auf die australische Kalt-Mamsell Nicole Kidman. Das Gesicht für Giorgio Armani, das Elite-Model überall, die Ballettmaus beim Royal Ballet in London: Dann zog Diane Kruger aus, um für Wolfgang Petersen in «Troja» die schönste Frau der Antike zu spielen. Und Brad Pitt zog für sie in den Krieg. Dass daraufhin die Süßspeise «Birne Helene» nach ihr benannt wurde, ist natürlich eine Lüge.

Während bei uns Sterblichen nur das Haar dünn wird mit dem Alter, bleibt bei Diane Kruger ewig alles dünn, von oben bis unten und rundherum. Und wenn es nicht dünn genug ist, wird es ein Stylist durch ein Kleidchen noch verdünnen, wird er ihre Oberärmchen so verschlanken, bis sie jedem Werbeplakat für Abführmittel gut zu Gesicht stehn.

Ob die Pose vor dem Spiegel komfortabel ist, auf Puderboxen, Körperpasten, Wangenrouge? Eine Deutsche ist hart im Nehmen. Eine Kopfnote Verführung, eine Fussnote Erotik, Diane Kruger scheint in diesem Boudoir ihr ideales Heim gefunden zu haben. Dass Herden von Straussen für sie starben, wirft keiner ihr vor. Gewiss verstarb das Geflügel mit einem frohen Lied auf den Lippen; zu kapriziösen Kostümen verarbeitet, auf Dianes Haut zu enden, ist nur wenigen vergönnt.

Der amerikanische Starfotograf Mark Seliger hat Diane Kruger 2009 für die italienische Ausgabe der *Vogue* so inszeniert. Und wer Seliger einen Visionär nannte, weil der in den Jahren 1992 bis 2002 als Chef-Fotograf für die Pop-Bibel *Rolling Stone* über 125 stilbildende Covers schuf, behält im Nachhinein doppelt recht: Seliger hat schon früh Krugers Berufung als Boudoir-Deutsche erkannt und für die Musterfrau eine Musterankleide fantasiert. Dass sie später unter Benoit Jacquot als Marie-Antoinette auf Versailles einige Sterne luxuriöser logierte, gehört zu den Erfolgen einer Schauspielerin, die nach oben will.

Woran man merkt, dass Diane Kruger ein echter Star ist? Dass einem kaum Filme mit ihr einfallen. Und dass man sie trotzdem zu kennen glaubt.

Belletristik

- 1 (1) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (*Carl's Books*)
- 2 (2) **Donna Leon**: Reiches Erbe (*Diogenes*)
- 3 (6) **Jussi Adler-Olsen**: Das Alphabethaus (*DTV*)
- 4 (5) **Nicholas Sparks**: Mein Weg zu dir (*Heyne*)
- 5 (8) **Viveca Sten**: Die Toten von Sandhamn (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (4) **Rachel Joyce**: Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry (*Krüger*)
- 7 (3) **Susanna Schwager**: Das halbe Leben – Junge Männer erzählen (*Wörterseh*)
- 8 (7) **Karen Rose**: Todesherz (*Droemer-Knaur*)
- 9 (9) **Martin Walker**: Delikatessen (*Diogenes*)
- 10 (10) **Franz Hohler**: Spaziergänge (*Luchterhand*)

Sachbücher

- 1 (–) **André Häfliger, Georges Wüthrich**: Dölf Ogi – So wa(h)r es! (*Weltbild*)
- 2 (1) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 3 (2) **Philippe Pozzo di Borgo**: Ziemlich beste Freunde (*Hanser*)
- 4 (–) **Jacky Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 5 (–) **Rhonda Byrne**: The Magic (*Droemer/Knaur*)
- 6 (–) **Janine Spirig**: Asche und Blüten (*Appenzeller*)
- 7 (–) **Lukas Fischer**: 1001 Ausflugsziele – Familienspass im Freizeitland (*Weltbild*)
- 8 (3) **Kurt Lauber**: Der Wächter des Matterhorns (*Droemer/Knaur*)
- 9 (4) **Jamie Purviance**: Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 10 (5) **Daniel Kahneman**: Schnelles Denken, langsames Denken (*Siedler*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Schwurbel-Alarm

Das Schweizer Fernsehen hat seinen neuen Moderator für den «Literaturclub» präsentiert: Stefan Zweifel, Pulloverträger, ewiger intellektueller Jungstar. Sein Problem (in der Szene oft jedoch eine Auszeichnung): Er hat Mühe, sich so auszudrücken, dass ihn auch jemand ohne Dokortitel in Altphilologie versteht. Nicht einmal in der kurzen Medienmitteilung zu seiner Berufung konnte er von verschwurbelten Sätzen ablassen. Er wolle im «Literaturclub» «aus globaler Ferne im Fremden das Eigene erkennen», liess er sich zitieren. Einen Text mit einer solchen Formulierung würde wohl jede Zeitung zurückweisen. Um sich Zweifels Stil zu bedienen: Es bleibt ihm noch bis zum 18. September Zeit, im Sprachlichen sein televisionäres Selbst zu finden – ob aus der globalen Ferne oder von zu Hause aus, ist eigentlich egal. (rb)

Leben Sie wohl, Herr Zimmerman!

In Montreux hält sich hartnäckig das Gerücht, der legendäre Bob Dylan sei am Jazz-Festival aufgetreten. Brief eines Zeugen.

Montreux, 9. Juli 2012

Lieber Herr Zimmerman!

Ich danke Ihnen für den Abend gestern, der mir wirklich eine rechte Überraschung bedeutete. Ich habe gar nicht mehr damit gerechnet, dass wir uns überhaupt einmal begegnen würden.

Als im Stravinsky-Auditorium die Lichter ausgingen und Ihre ersten Töne erklangen, dachte ich mir: «Seltsam, welche Menschen welche Tiere bevorzugen.» Mein lieber Kollege Andi, ein Mann von seltener Sensibilität, hält sich drei Pythons. Der grausam perfide Hitchcock war in Raben vernarrt. Recht kluge Menschen wiederum pflegen oft eine tiefe Zuneigung zu Katzen und wissen sie aufs eloquenteste zu begründen. Sie, Herr Zimmerman, haben es mit den Hunden, das hat man sofort gemerkt, als Sie Ihre ersten Laute ins Mikrofon bellten.

Was wurde nicht alles über Ihre Stimme geschrieben, seit Sie 1959 in Dinkytown, Minnesota, unter dem Pseudonym Bob Dylan Ihr Debüt gegeben haben. In den Sechzigern sagte man Ihnen eine «brüllende Beatnik-Stimme» nach, darauf eine «näselnde Country-Schnulzen-Stimme», eine «krächzende Elder-Statesman-Stimme», unlängst eine «quengelnde Alttroubadour-Stimme».

Jetzt also ist Ihr Organ zur «Bellender-Hund-Stimme» mutiert. Aber eigentlich klingen Sie nicht wie ein Hund, sondern beherrschen ein ganzes Rudel von Bellvariationen. Bei «Thunder on the Mountain» zum Beispiel schnellte ihr Bellen einem Deutschen Schäfer gleich übers Piano. Mit einem rebellischen Schnauzer-Hecheln intonierten Sie «Like a Rolling Stone». Besonders nachhallend war Ihr dackelhaft gebelltes «All Along the Watchtower». Und bei «Cry a While» erinnerten Sie mich sogar an «Cody», unseren Jack Russel, der mit steil emporgestreckter Schnauze die Sirene imitiert, wenn eine Ambulanz an ihm vorbeibraust.

Röbu, eine Zufallsbekanntschaft aus dem Publikum, der Sie schon 25 Mal gesehen hat, sagt, das «Gschtürm» um Ihre Stimme sei übertrieben. Mit 71 Jahren und nach 2934 Konzerten – ganz zu schweigen von all den Zigaretten und sonstigen Narkotika – seien Ihre Stimmbänder «logisch» etwas verwittert. Es gehe Ihnen halt wie einem Hund, dem auf dem Weg vom Herzen zum Maul alles zum Gebell wird.

Zugegeben, nach Ihren ersten Stücken dachte ich: «Die CD zu Haus erspart den leibhaftigen Zimmerman.» Doch bald wurde ich mir meiner

Engherzigkeit gewahr. Dass man Ihre Texte ab all dem Gebell nicht mehr versteht und stattdessen krampfhaft nach Wortfetzen horcht, hat schliesslich auch seinen Reiz. Es versprüht so etwas wie Quiz-Stimmung.

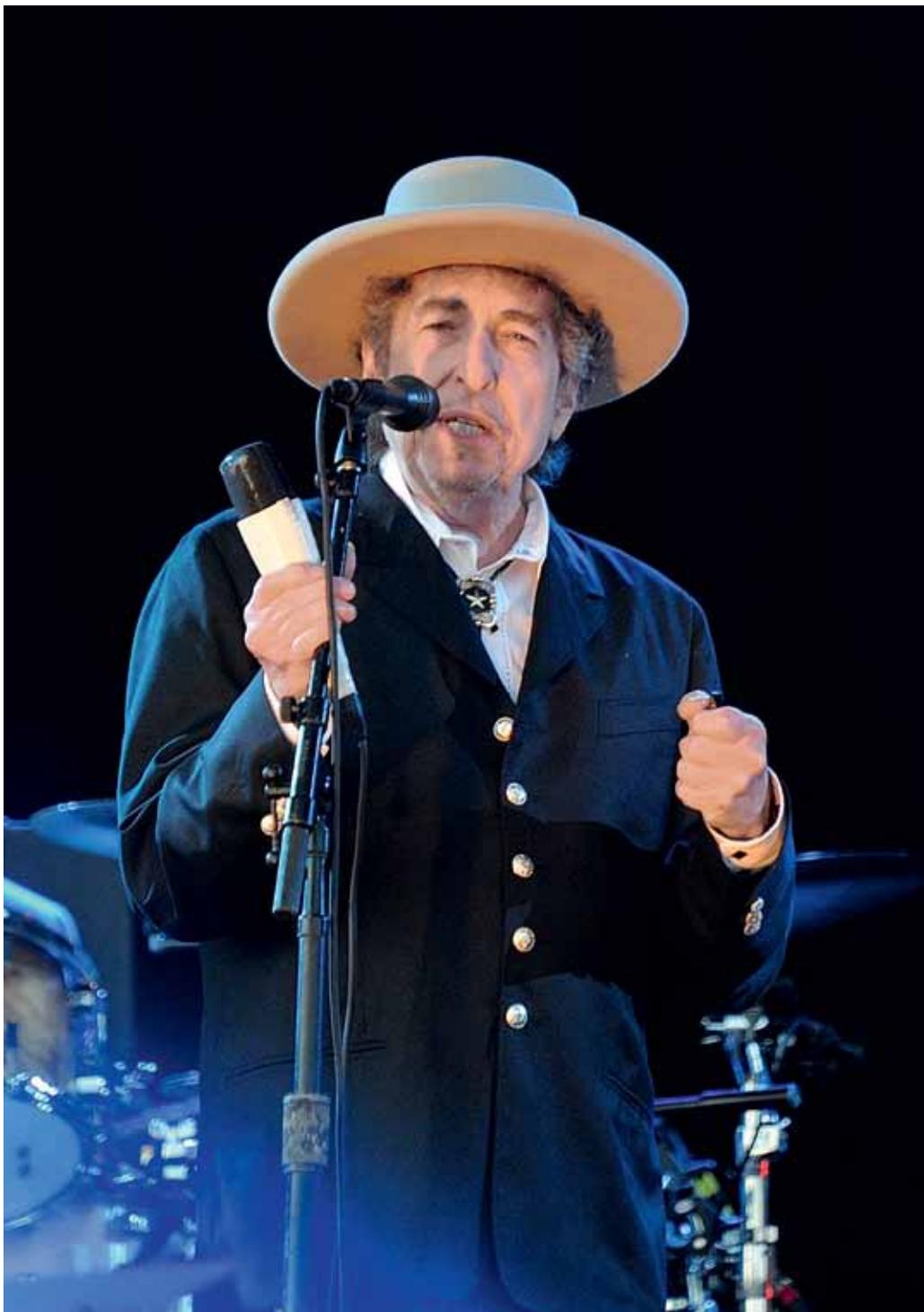
Sie würden Ihren Spass gehabt haben, hätten Sie mein Gesicht gesehen in der Dunkelheit, hinten im Stehpublikum, als ich nach einer Viertelstunde zum ersten Mal ein paar Ihrer Worte – «Things have changed» – deuten konnte. Einige Gäste wollen beobachtet haben, dass Sie nach dem Stück ein bisschen gelächelt haben. Leider kann ich das nicht bezeugen, waren zwischen Ihnen und mir gut hundert Meter Sitzpublikum. Wahrscheinlich sind Ihnen die Gesetzten gar nicht aufgefallen. Ihre starren und ergrauten Häupter schimmerten vor der Bühne wie eine marmorne Grabplatte. Zum Glück hatten Sie in der Stuhlzone alle Smartphones konfiszieren lassen; man hätte sich dort bestimmt die Siegerehrung für Roger Federer in Wimbledon angeschaut.

Ich kann Ihnen überhaupt bestätigen, dass man alle Ihre Publikumsanweisungen bis in die hintersten Ränge mit schweizerischer Zuverlässigkeit befolgt hat. Als ich einmal kurz mein Handy in die Luft streckte, um Sie für meine Kinder zu verewigen, schnellte ein Pitbull in einem «Security»-T-Shirt aus der Dunkelheit und entriss mir das Gerät. «Stopp! Stopp!», kläffte er mich an.

Ich war etwas irritiert, aber rasch setzte mein Verstand wieder ein. Das Fotografierverbot, dass Sie für absolut erklärt hatten, duldet keine Ausnahme. Auch das Trinkverbot im Saal war bei nüchterner Betrachtung sinnvoll. Man stelle sich vor, ein Dylan-Fan, der weder Anstand noch Grenzen kennt, hätte in bierseligem Übermut eine Schneise in Ihr Bellen gegrölt!

Einer hat es trotzdem getan. Haben Sie ihn gehört? «Play a protest song!», hat er nach dem Applaus für «Summer Days» in die Stille gerufen. Sie sollten nachsichtig sein mit ihm. Der Unbeherrschte muss sich in Zeit und Ort geirrt haben. Haben Sie doch bereits 1965 auf einer Pressekonferenz in San Francisco, als Sie von einem tumben Journalisten nach der Protestbewegung gefragt wurden, alles klargemacht: «Oh Gott!», haben Sie damals gesagt. «Ich will kein schlechter Kerl sein, aber ich wäre ein Lügner oder ein Idiot, wenn ich bei all dem Zeug mitmachen würde.»

Überhaupt hat man sich bis heute nicht damit abgefunden, dass sie ein Chamäleon sind. Immer noch will man allem, was sie machen,



«Bellender-Hund-Stimme»: Musiker Dylan.

einen Sinn abringen. Und immer diese Vergleiche! Eine Zeitung schrieb neulich, wie Sie breitbeinig mit ihrer Mundharmonika auf der Bühne gestanden seien, hätten Sie ausgesehen wie ein angeberischer Revolverheld. Ich fand, Sie sahen toll aus in Ihrer schneeweissen Hose, dem dunklen Jackett und dem kreisrunden Stetson, ein bisschen wie ein nicaraguanischer Tabak-Tycoon.

Generös, dass Sie nach zwei Stunden noch eine Zugabe gegeben haben. Einige Ihrer langjährigen Bekannten meinten, es habe sich dabei um die am Lagerfeuer zu Tode geschrubbte Protesthymne «Blowin' in the Wind» gehandelt. Darauf wäre ich nicht gekommen. Wie sie das Stück zur Unkenntlichkeit variiert und zu-

gebellt haben: famos! Ich muss gestehen, als die Lichter im Auditorium angingen, kamen mir kurz Zweifel, ob es tatsächlich Sie waren, der uns erschienen ist. Vielbeschäftigte Menschen haben ja Doppelgänger. Angelina Jolie soll einen haben. Saddam Hussein hatte sogar fünf.

Nun ist es vorbei. Und Sie, rastloser Wanderer, sind wieder über alle Berge, ohne dass wir ein Wort gewechselt haben. Leben Sie wohl, Herr Zimmerman! Sollten Sie uns wieder mal einen Besuch abstatten, suche ich Sie gerne wieder auf, und wenn Sie uns ausnahmsweise ein Interview geben möchten, plaudern wir von den guten alten Zeiten im Präbellikum, an die ich mich, wenn ich sie miterlebt hätte, so gern erinnern würde. *Farewell, Ihr Urs Gehriger*

Jazz

Das Erwachen des Schläfers

Von Peter Rüedi

Die Neuveröffentlichungen von Keith Jarrett erreichen uns nicht mehr in atemberaubender Kadenz wie in den siebziger und achtziger Jahren, als sie in geradezu beängstigender Folge eintrafen, und zwar aus scheinbar entferntesten Zonen der Musik: Pianosolo-Rezitale, improvisierte Musik im Quartett, geschriebene Musik aus eigener und fremder Feder, Improvisationen auf der Barockorgel, dem Cembalo, dem Clavichord, ethnisch Inspiriertes auf Flöten, Perkussions- und Saiteninstrumenten – ein grosser Fluss von proteischen Verwandlungen, immer neu und doch immer der gleiche Fluss.

Jan Garbarek, der während kurzer fünf Jahre in vergleichsweise kurzen Phasen mit dem Bassisten Palle Danielsson und dem Drummer Jon Christensen Jarretts European Quartet bildete, sagte es so: «Sein [Jarretts] Anschlag, seine Harmonik, der immer präsente Rhythmus, die überraschenden melodischen Wendungen, seine Fähigkeit, das Piano singen zu lassen, Komplexität und Einfachheit, das Abstrakte und das Erdige ... ich war mehr oder weniger pausenlos mit staunender Bewunderung geschlagen.» Entstanden anlässlich eines einmaligen Projekts («Belonging», 1974), spielte dieses Quartett für ECM zwei weitere Alben ein, «My Song» (1977) und «Nude Ants» (1979). Zehn Jahre später veröffentlichte Manfred Eicher unter dem Titel «Personal Mountains» Live-Mitschnitte aus Japan.

Jetzt, nach einem Dritteljahrhundert, kommt eine Doppel-CD mit einem ganzen Konzert jener Tournee, «Tokyo, April 16, 1979». Gleiches Material, neue Sensationen. Etwas kruder. Dass Eicher entgegen seiner Gewohnheit unter dem geheimdienstmässigen Titel «Sleeper» Unveröffentlichtes aus dem Archiv präsentiert, ist an sich eine Überraschung. Die Musik ist von einer derartig integrierten Dichte, einer überbordenden offenen Spielfreude und gleichzeitigen Kompaktheit, dass der Vergleich mit den bekannten Versionen die spontane Frische und Erfindungskraft exemplarisch vorführt. Gegenwart pur. Jarrett-Monograf Ian Carr hat recht. Die Bedeutung dieses Quartetts war, nein: ist noch umgekehrt proportional zu seiner Kurzlebigkeit.



Keith Jarrett (Jan Garbarek, Palle Danielsson, Jon Christensen): Sleeper. ECM 2290/91 6025 370 5570 8

«Mein Weg ist gesäumt von Männern»

Die US-Sängerin Lana Del Rey gilt als Star der Stunde im Pop-Business. An ihrem Konzert in Montreux wurde die exzentrische Jungdiva allerdings auch ausgepiffen. Wir haben sie hinter den Kulissen getroffen. *Von Oliver Schmuki*



«Ich habe einen Universitätsabschluss in Metaphysik»: Popstar Del Rey.

Lana Del Rey ist ganz oben angekommen. Und das bedeutet im schnelllebigen Pop-Business ein dauerndes Auf und Ab: Ihr Kurs steigt und fällt täglich, abhängig von den Launen der Fach- und Klatschpresse und der Meinungsführer im Internet. Die zierliche Sängerin mit der üppigen Oberlippe und der Jackie-Kennedy-Onassis-Frisur ist auf den Namen Elizabeth Grant getauft, 26 Jahre jung und im Staat New York in einer mittelständischen Familie aufgewachsen. Und sie muss täglich als Projektionsfläche erhalten – als Magnet für die bedingungslose Verehrung als Heroine, aber auch für die Häme von Neidern und Lästermäulern.

Del Rey setzt auf modern aufbereitete, in Noir-Stimmung getunkte Dramatik mit Fifties-Anstrich. Im Januar erschien ihr Album «Born to Die», das es auch in der Schweiz auf den ersten Platz der Hitparade schaffte. Mehr zu reden gab jedoch ihr Besuch in der Sendung «Saturday Night Live», wo sie «wie ein Kind die Lieblingslieder der Grossmutter vortrug – in deren Kleidern», wie die *New York Times* spottete. Immerhin eine Abwechslung zu den gewohnten Klatschdiskussionen über die Echtheit ihrer Lippen, ihren angeblich millionenschweren Vater oder ihre frühen Exzesse.

Letzte Woche hatte Lana Del Rey am Jazzfestival in Montreux ihr erstes Schweizer Gastspiel – ausgerechnet am amerikanischen Nationalfeiertag. Nahezu auf den Tag genau ein Jahr zuvor hatte sie das Musikvideo ihrer Single «Video Games» ins Internet gestellt – das ihren kometenhaften Aufstieg in die Wege leitete.

In einem Mix aus Brautkleid und Mini-rock tritt sie auf die Bühne: sakralweiss, mit Spitzen, züchtig hochgeschlossen und am unteren Ende unkatholisch kurz, am Collier baumelt das Kreuz. Die Boots mit gefährlich hohen Absätzen zwingen Del Rey zu Minischritten. Die Band: ein Flügel, vier Streicher, eine Gitarre. Die Leinwand flimmert – Stars and Stripes. *Cut.* Graceland, Elvis winkt. *Cut.* JFKs Todeswagen. *Cut.* Dazwischen immer wieder sie: Lana Del Rey, mal in Männerarmen, mal in Modelposen.

Doch unmittelbar auf ihr Konzert folgt ein zweites – ein Pfeifkonzert. Entrüstet sind die Fans weniger ob der mediokren gesanglichen Darbietung, Lanas ungestümem *contralto*, sondern ob deren Dauer; nach 45 Minuten und ausbleibender Zugabe ist Schluss, und das bei einem Ticketpreis von 78 Franken. Ausgerechnet als die Buhrufe einsetzen, überreicht Festivalchef Claude Nobs der Künstlerin eine Parmigiani-Uhr im Wert von 20 000 Franken. Del Rey ist perplex.

Diese konstante Nervosität ist Lana Del Reys Erzfeind: lautes Ausatmen nach jedem Stück, hörbares Zittern in der Stimme beim Interview. Doch das macht die junge Frau, die zu Berühmtheit gelangte, ehe sie sich je beweisen musste, umso sympathischer.

Schliesslich fordern Authentizität, Offenheit und Ehrlichkeit ihren Zoll.

Sie haben sich mehrfach kritisch zu Ihrer Heimat, den USA, geäussert. Welche Bedeutung messen Sie dem 4. Juli bei, dem heutigen Nationalfeiertag?

Als jemand, der Amerika liebt, ist mir der Tag wichtig. Am schönsten ist er in L. A. Und ich mag Feuerwerk. Aber ich bin schon seit ein paar Jahren keine US-Bürgerin mehr, vielmehr eine Bürgerin der Welt. Besonders wenn man sieht, was die Leute in meiner Heimat für eine Meinung von mir haben.

Sie werden von allen Seiten be- und verurteilt. Wie lebt es sich damit?

Meine Beziehung zu den Medien ist eine spezielle. Normalerweise veröffentlicht die Presse die Wahrheit. Aber es trifft nicht alles zu, was die Boulevardmedien über mich berichten. Ich war niemals Teil der kulturellen Führungsetage, die bestimmt, was cool ist, populär oder sonstwie relevant. Deswegen dachte ich immer, mir würde Anerkennung widerfahren für meine Musik, für meine Arbeit und nicht für mein privates Auftreten oder andere Geschichten.

«Glücklicher wurde ich erst, als ich entschied, nur für mich zu leben.»

Und diese Frustration lässt Sie die Nabelschnur zu Ihrer Heimat kappen?

Nein, das brauche ich nicht zu tun. Andere Leute haben mich einfach stärker in ihr Herz geschlossen. Ich reise darum in Länder, wo man mich will und wo ich lieb empfangen werde.

Die da wären?

Frankreich, Deutschland, Australien.

Der Tod ist ein wiederkehrendes Element in Ihren Songs und Videos. Weshalb?

Ich habe einen Universitätsabschluss in Metaphysik. Schon in jungem Alter hatte ich dieses Bewusstsein dafür, dass westliche Gesellschaften uns nicht auf das Ableben vorbereiten. Meine Songs sollen mir dabei helfen, sie sind darum eine Hommage an das Leben, meine persönlichen Memoiren sozusagen.

Was half Ihnen eher dabei, einen Glauben zu finden: die Musik oder das Studium?

Keines von beidem. Das Studium ist eine Wissenschaft der Fragen, nicht der Antworten. «A Course in Miracles» und andere okkulte Bücher lehrten mich die wichtigste aller Lektionen: ein selbstloses Leben zu führen, zu lieben und loyal gegenüber den Mitmenschen zu sein.

Woher kommt die Liebe in Ihrem Leben?

Von allen Dingen, die mich faszinieren: schönen Orten, interessanten Menschen,

Kunst. Auch vom Mitgefühl für Menschen, die ich dabei beobachtet habe, wie sie alles verloren, es wiederfanden – und erneut verloren. Meine Liebe bekomme ich vom Vertrauen in in das Leben und vom Glauben, dass am Ende alles gut kommt.

Beten Sie?

Die ganze Zeit. Ich trinke seit zehn Jahren nicht mehr, deshalb bitte ich Gott darum, mir zu helfen, trocken zu bleiben. Und dass er mich schützt und mich weiterhin dankbar sein lässt: für alles, was ich habe und was ich einst wollte.

Wer, ausser Gott, half Ihnen in Ihren schwierigsten Zeiten?

Allen voran Wendy, die ich in New York kennenlernte nach meiner Rückkehr aus Connecticut, wo ich die Highschool besuchte. Sie half mir, meine Alkoholprobleme zu überwinden. Sie ist der wichtigste Einfluss in meinem Leben überhaupt. Sie brachte mir bei, wie man ohne Geheimnisse leben kann und ohne zu lügen.

Hatten Sie eine glückliche Kindheit?

Ich war nie richtig da. Ich dachte nur vor mich hin. Ich hatte ein reiches Innenleben, aber Angst davor, was andere von meinen Gedanken halten würden. Heute habe ich keinen Kontakt mehr zu den Leuten von dazumal. Glücklicher wurde ich erst, als ich entschied, nur für mich zu leben.

Worauf sind Sie am meisten stolz?

Dass ich zwar Referenzen mache und Zitate und anderer Leute Lebensgeschichten verwende, von Nabokov und Allen Ginsberg beispielsweise, um mich selbst als Mensch besser zu fühlen; dass meine Worte und Melodien aber einzig auf meinen eigenen Erfahrungen basieren.

Ist es heute, an diesem Punkt in Ihrer Karriere, schwieriger, solche Erfahrungen machen zu können?

Sie sind sicherlich komplett anders als jene, die ich in den zehn Jahren zuvor gemacht habe. Genau deswegen ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich wieder wegmuss vom Touren, von der *road*.

Ist das eine Entscheidung, die Sie autonom treffen können?

Ja, auch wenn es sich manchmal nicht so anfühlt.

Was bereitet Ihnen im Leben am meisten Spass?

Männer. Echte Liebe und Liebe generell. Und auf dem Pacific Coast Highway zu rasen – ich habe mir eben erst ein 1981er Mercedes-Cabriolet gekauft, damit bin ich echt schnell. **Das klingt wie der Lebensentwurf einer Femme fatale.**

Vor einem Jahr bin ich oft als solche bezeichnet worden. Darüber kann ich nur lachen. Mein Weg ist nicht gesäumt von Männern mit gebrochenen Herzen. Ich nehme immer alle Männer mit mir mit. ○

Top 10

Knorr's Liste: TV-Serien

1	Game of Thrones	★★★★★
	2 Staffeln, 1. erschienen; 2. auf Pay-TV	
2	Sherlock	★★★★★
	2 Staffeln	
3	Mad Men	★★★★★
	5 Staffeln, 4 erschienen	
4	Breaking Bad	★★★★★
	4 Staffeln	
5	The Wire	★★★★★
	6 Staffeln, 2 erschienen; 3. Mitte Juli	
6	Hell on Wheels	★★★★☆
	1 Staffel	
7	Justified	★★★★☆
	2 Staffeln, 1. erschienen	
8	The Borgias	★★★★☆
	1 Staffel	
9	Shameless	★★★★☆
	2 Staffeln, 1. erschienen	
10	Spartacus	★★★☆☆
	2 Staffeln, 1. erschienen	

Kinozuschauer

1 (-)	Ice Age 4	95 469
	Regie: Steve Martino	
2 (1)	The Amazing Spider-Man	17 198
	Regie: Marc Webb	
3 (-)	L'amour dure trois ans	13 455
	Regie: Frédéric Beigbeder	
4 (4)	A Few Best Men	3155
	Regie: Stephan Elliott	
5 (2)	Snow White and the Huntsman	2830
	Regie: Rupert Sanders	
6 (3)	StreetDance 2 (3-D)	2648
	Regie: Max Giwa	
7 (8)	Safe	2499
	Regie: Boaz Yakin	
8 (7)	Barbara	2433
	Regie: Christian Petzold	
9 (-)	Cosmopolis	2038
	Regie: David Cronenberg	
10 (5)	21 Jump Street	1656
	Regie: Phil Lord/Chris Miller	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Drive (Ascot Elite)
2 (-)	Safe House (Universal)
3 (1)	Für immer Liebe (Sony)
4 (3)	Die Reise zur geheimnisvollen Insel (Warner)
5 (2)	Man on a Ledge (Ascot Elite)
6 (5)	Verblendung (Sony)
7 (7)	Das gibt Ärger (Fox)
8 (6)	Mission: Impossible 4 (Rainbow)
9 (4)	Bones – Season 6 (Fox)
10 (8)	Eine dunkle Begierde (Universal)

Quelle: Media Control



Feinste Wahl: Sherlock Holmes (Benedict Cumberbatch), Watson (Martin Freeman).

DVD

Schlangenklaues Ekel

Mit der Serie «Sherlock» gelang der BBC eine furiose Neuversion des genialen Detektivs.

Von Wolfram Knorr

Mit Abstand ist er der heftigst umworbene und am häufigsten verfilmte Held: Sherlock Holmes aus der Baker Street. 1887 trat er erstmals in «A Study in Scarlet» in Aktion, und wenige Jahre später rissen sich die Medien um ihn, vom Theater (ein erstes Bühnenstück entstand 1899) übers Radio, Kino, Fernsehen bis zu Computergames. Um den Hochleistungs-Mordanalytiker liegt ein Glanz der Exaltiertheit, aber der macht ihn erregend und suggestiv, weckt dagegen kaum menschliche Teilnahme. Mit anderen Worten: Der Kerl ist ein unsympathischer Wichtsack. Genau das macht den Brit-Snob so faszinierend und fordert Film- und Fernsehmacher immer wieder zu neuen Interpretationen heraus. Mit dem Kerl lässt sich zeitgeistmässig fabelhaft spielen.

Die jüngste und kühnste Spielart, die mit normalen TV-Krimis aber auch gar nichts mehr zu tun hat, kommt – natürlich – aus England, von der BBC. «Sherlock» («Eine Legende kehrt zurück») heisst sie, ist im Hier und Jetzt angesiedelt und (nach TV-Ausstrahlungen) auf zwei DVD-Staffeln erhältlich. Sherlock ist, ganz zeitgemäss, ein junger Super-Nerd mit der Neigung zum Soziopathen und Autisten. Die Autoren Steven Moffat und Mark Gatiss haben ihn radikal entschlackt und präsentieren ihn als konzessionsloses, wild schweifendes, uferloses, undiszipliniertes Junggenie; als

selbstsüchtig, schlangenklaues, kaltherzig. Eigentlich, wie er im Kern natürlich immer war, nur wurde er romantisch verbrämt.

Summender Bienenstock

Genau diese «Entblössung» macht den Riesenspass aus, mit dem in furiosem Tempo, scharf geschliffenen Bonmots und Screwball-Dialogen alte Fälle, von «Ein Fall von Pink» über «Die Hunde von Baskerville» bis «Der Reichenbachfall», völlig entrümpelt erzählt werden. Ein kreatives Meisterstück ist «Der Reichenbachfall» auf Staffel 2, jene legendäre Story, in der Arthur Conan Doyle seinen Helden sterben liess (um ihn später wieder wegen heftiger Proteste ins Leben zurückzuholen). Nun ist das, ins Heute verlegt, nicht mehr so einfach – vor allem mit der Wiederbelebung –, aber Moffat und Gatiss haben eine glänzende Lösung gefunden. Die Serie (auf jeder Staffel drei Filme in abendfüllender Länge) war in England ein Hit, weshalb eine dritte Staffel in Arbeit ist.

Natürlich ist die Besetzung feinste Wahl. Martin Freeman als Eckermann Dr. Watson und Benedict Cumberbatch als schnöselige misanthropische Intelligenzbestie. Seine vor Arroganz glühende Physiognomie mit dem fliehenden Kinn, den kecken Stirnlocken und dem herablassenden Eton-Blick, hinter dem es

zugeht wie in einem summenden Bienenstock, ist tausendmal amüsanter als heroisch rumsegelnde Superhelden. ★★★★★

Sherlock. 2 Staffeln, mit Bonusmaterial, Englisch/Deutsch mit Untertiteln. Impuls

Weitere neue Serien

Hell on Wheels — Erstaunlich, dass nach dem abrupten Ende von «Deadwood» wieder eine Westernserie produziert wird. Nach dem Bürgerkrieg gerät der Ex-Soldat Cullen Bohannon (Anson Mount), auf der Suche nach den Mördern seiner Frau, an eine Eisenbahnbau-truppe. Indianer wollen die Bahn verhindern und Zwi-lichtfiguren ihren Reibach mit ihr machen. Ras-sismus, Glaubenswahn, Zynismus. Schmut-ziger Realismus, prima erzählt. ★★★★★☆

Hell on Wheels. 1. Staffel. Nur Code 1, Englisch, mit Bonusmaterial

Die Borgias — Zufall, dass zwei Soaps über denselben Renaissance-Mächtigen und seine Familie produziert und gesendet wurden: «Borgia» und «Die Borgias». 24 Millionen Euro kostete die Euro-«Borgia»-Produktion mit



Teuflicher: «Die Borgias» mit Jeremy Irons.

John Dorman («Wire») als Kirchenfürsten und 32 Millionen Euro die US-Version mit Jeremy Irons als Papst. «Die Borgias» haben neun Folgen, sechs «Borgia». Die US-Version (von Neil

Jordan inszeniert und geschrieben) nimmt sich mehr Freiheiten heraus. Sie ist intriganter, Irons teuflischer. ★★★★★☆

Die Borgias. 1. Staffel. Mehrsprachig mit Untertiteln, Bonusmaterial. Rainbow

Spartacus — Kirk Douglas, der ihn 1960 spielte, würde es vermutlich die Schamröte ins



Schamlos: «Spartacus».

Gesicht treiben, beim Anblick der martialischen Gladiatoren. Da spritzt das Blut in Zeitlupe, bohren sich Schwerter in Leiber, und die Frauen mit ihren floralen Leibern räkeln sich und reiten auf den Muskelmännern. Schamlos haben sich die Macher bei Zack Snyders «300» und Ridley Scotts «Gladiator» bedient. Von grobschlächtiger Machart. ★★★★★☆

Spartacus: Blood and Sand. 1. Staffel. Mehrsprachig mit Untertiteln, Bonusmaterial. Fox

Shameless — Die Gallaghers, sechs Kinder, ein Säufer als Vater, von der Stütze in einem tristen Quartier Chicagos lebend, basiert auf der gleichnamigen Brit-Serie von Paul Abbott. Die US-Variante mit William H. Macy («Fargo») als Schluckspeck ist herrlich besetzt, virtuos gespielt, aber sie ist nicht ganz so hart wie das Original. ★★★★★☆

Shameless. 1. Staffel. Mehrsprachig mit Untertiteln, Bonusmaterial. Warner

Fragen Sie Knorr

Sind die hochgelobten TV-Serien wie «Game of Thrones» eine Konkurrenz fürs Kino oder nicht?

M. V., Baden



TV-Serien sind Produkte des Fernsehens, und schon die allerersten Produktionen wurden als Konkurrenz empfunden. Das Fernsehen sah und sieht's heute noch anders – als eine Ergänzung, nach dem Motto: Das kleine Bild kann die grosse Leinwand nie und nimmer ersetzen; die Filme, immer breiter, bleiben richtiges Spektakel. Das Ki-

no sieht's anders, aber Konkurrenz belebt das Geschäft und befördert die Kreativität. Seit die Serien immer «filmischer» geworden sind und leisten, was das Kino kaum noch leistet, nämlich Charaktere zu entwickeln, hat die Faszinationskraft der Serien auch in der feuilletonistischen Wahrnehmung zugenommen. Das Kino antwortet mit 3-D-Technik und wildem Superhelden-Spektakel. Die Kids ziehen sie den TV-Serien sowieso vor.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Rapper im Schlager-Modus

Von Rico Bandle

Das gegenwärtige Erfolgsrezept des Wohlühl-Fernsehens heisst: Bringe zwei Menschen aus unterschiedlichen Milieus zusammen, die dann völlig «fasziniert» voneinander sind. Seit einigen Jahren praktiziert dies das Schweizer Fernsehen in der Sendung «Bilder zum Feiertag»: Eine Muslimin besucht ein buddhistisches Kloster in Lenzburg, ein Buddhist geht an ein koptisch-orthodoxes Osterfest in Dietlikon, ein Jude ist an einer tibetisch-buddhistischen Saga-Dawa-Feier in Rikon dabei.

Dieses völkerverbindende Konzept überträgt das Fernsehen nun auf Musiker. Junge Rapper treffen auf alte Schlagerstars – mit dem Ziel, dass beide Seiten ein Lied des andern interpretieren. Die erste Sendung mit Rapper Greis und Roland Eberhart, Sänger der Schlagerband Calimeros, zeigte: Die Musiker unterscheiden sich wenig von ihren religiösen Kollegen von «Bilder zum Feiertag». Rapper und Schlagersänger tun so, als wären sie tief beeindruckt voneinander.

Greis, einst das enfant terrible der Schweizer Musikszene, hat die Calimeros noch nie gehört. Trotzdem ist ihm Eberhart auf Anhieb sympathisch; und als der Schlagersänger erwähnt, er habe schon fast eine Million Platten verkauft, stellt sich sogar ein wenig Ehrfurcht ein. «Du kannst mich nicht enttäuschen», sagt Greis, als Eberhart anzweifelt, ob seine Schlagerversion des Raps «Enfant des étoiles» Anklang finden wird.

«Ich hoffe, dass mir der Song dann auch gefällt. Ich mag nicht aus Höflichkeit so tun, als sei er gut», sagt Greis. Das sind die einzigen Worte in der Sendung, in denen ein Hauch von Kritik oder Skepsis am Gegenüber durchschimmert.

Am Schluss kommt alles gut. «Lass dich umarmen, hey wirklich», sagt Greis, nachdem die Calimeros seinen zum schnulzigen Schlager umgewandelten Rap vorge-tragen haben. «Huere geil, das ist super.» Auch Eberhart ist von Greis' Rap-Version des Calimeros-Hits «Du bist wie die Sterne so schön» begeistert. Greis strahlt – schon fast wie ein echter Schlagerstar.

Cover Me: Donnerstag, 22.20 Uhr, SF 1

Sag beim Abschied leise Servus

Der bewegende Schlussakkord von Opernhaus-Direktor Alexander Pereira. Von *Hildegard Schwaninger*



Immer zu einem Spass bereit: der abtretende Opernhaus-Intendant Pereira mit Geweih als Falstaff.

Zum Glück beginnen die Ferien, sonst würden wir alle in eine kollektive Depression fallen, weil **Alexander Pereira** nicht mehr Chef des Zürcher Opernhauses ist. Es war ein schwerer Abschied, 21 Jahre sind eine lange Zeit. Es war ein bewegender Abschied. In der Festvorstellung «Falstaff», dem Schlussakkord der Ära Pereira, stand der immer für einen Spass bereite Intendant zum Finale «Tutto nel mondo è burla» («Alles ist Spass auf Erden») selber, ein Riesen-Hirschgeweih auf dem Kopf, im Falstaff-Kostüm auf der Bühne. Die stehenden Ovationen wollten nicht enden. Dank des Publikums für 21 Jahre Hingabe und Liebe. Auch Pereiras Tochter **Stefanie** wurde Zeugin dieser Wertschätzung. Sie war mit ihrem Mann **Alexander Meraviglia-Crivelli**, Generalsekretär Gustav-Mahler-Jugendorchester, aus Wien angereist.

Dann traf sich alles, was sich im Lauf der Jahre zur «Opernhaus-Familie» formiert hat, auf der Bühne. Nur für zugewandte Orte! **Grischa Asagaroff**, Regisseur und Pereiras rechte Hand (ist jetzt mit ihm nach Salzburg gegangen), stand als Zerberus am Bühneneingang und wachte, dass nur hineinging, wer dazugehörte. Zugang hatten alle, die zum Gelingen der Pereira-Intendanz beigetragen haben. Von Starbariton **Thomas Hampson** über die Orchestermusiker, Kostümbildner, Sänger bis zum Statistenverein, von dem Pereira in seiner kurzen Anspra-

che sagte, dass er ihm besonders ans Herz gewachsen sei. **Jens Malte Fischer**, der Kulturwissenschaftler und Buchautor («Grosse Stimmen»), hielt eine flammende Rede, in der er, in Anlehnung an den Schriftsteller **Thomas Bernhard**, warnte, dass die Salzburger ein sperrigerer Menschenschlag seien als die Zürcher. Pereira, der immer verlegen wird, wenn man ihn lobt, schmiegte sich an seine Freundin **Daniela Weisser**, die in einem weissen Kleid mit Blumenmuster und Peep-toe-High-Heels aus grüner Seide von **Christian Louboutin** zum An-



Fest entschlossen: Pereiras Freundin Weisser.

beissen aussah. Sie ist 39 Jahre jünger, seit sechs Jahren seine Partnerin, und es sieht aus, als sei sie fest entschlossen, ihm zur Seite zu stehen – in guten wie in schlechten Zeiten.

Moritz Leuenberger war wieder einmal phänomenal. Der Alt-Bundesrat sprang, in einem hellblau-weissen Sommeranzug, auf die Bühne und hielt eine Rede auf seinen Freund Alexander: «Er hat eine Sprache bei uns eingeführt, die wir Zwinglianer kaum in den Mund nahmen. Er redete von Glück und Liebe.» Und er lobte auch die Opernfreunde, die ja auch am Erfolg mitbeteiligt sind. Aus dem Stegreif, witzig, schnell, an Leuenberger ist ein Kabarettist verlorengegangen. Der kam dann in Form von **Massimo Rocchi** auf die Bühne, das war eine Idee von Asagaroff, der fand, es müsse auch etwas Lustiges passieren an diesem Abend, sonst sei das Ganze zu traurig.

Am nächsten Morgen ging für die Crew, die mit Pereira weiterzieht, der Zug nach Salzburg. **Nikolaus Harnoncourt** ist schon dort und probt «Die Zauberflöte». Die Sopranistin **Elena Mosuc** auch und probt «Ariadne auf Naxos». Ihr Mann, Sänger im Opernchor, Jurist und Stadtzünfter **Christoph Hebeisen** reist zur Premiere. Reisepionier und Kunstmäzen **Hans Imholz** wird mit Ehefrau **Doris** erstmals zu den Salzburger Festspielen fahren (bei den Osterfestspielen waren sie schon). Mit dem von **Renata Jacobs** angeführten Klaus-Jacobs-Freundeskreis.

Im September beginnt die Intendanz von **Andreas Homoki**. Der junge Tenor **Andreas Winkler** freut sich auf seine erste Hauptrolle. Er singt in der Kinderoper «Die Schatzinsel»



Phänomenal: alt Bundesrat Leuenberger.

von **Frank Schwemmer**. Noch eine Freude für den Sänger, der sich mit der Band The Sentimental Gangsters ein zweites Standbein aufgebaut hat: Im Sommer wird er erstmals Vater.

Neues aus dem zum Opernhaus gehörenden Bernhard-Theater, wo man in letzter Zeit mit Kamellen, die man längst in der Mottenkiste wählte, Furore macht («Die kleine Niederdorfer» erwies sich als Dauerbrenner, «La cage aux folles» auch). Jetzt revitalisiert man das Musical «Bibi Balù» aus dem Jahr 1964. Es geht um Schwindel mit der Wohltätigkeit, ein nach wie vor aktuelles Thema. **Walter Andreas Müller** spielt 16 verschiedene Rollen.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Mein Boss

Unser Kolumnist erzählt von einem Schweizer Kreativen und vom Konzert eines grossen Musikers (er urteilt streng über Kleines). Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Zürich. In der Christophe-Guy-Galerie fand die Präsentation des Buchs «Big Time» (*Männer Vogue* 1984–1989; Edition 7L, Paris, von Steidl) statt; es handelt sich dabei um eine Rückschau auf den «legendären Stil von Beda Achermann» (Text auf Einladung). MvH arbeitet ab und zu mit Achermann, einem Kreativdirektor (das ist die Verlängerung/Verbreiterung des Berufs, den man früher Grafiker nannte), zusammen, nebenbei (wir entwickeln Magazine). In der Schweiz kennt man den Kreativdirektor wegen seiner Migros-Geschäftsberichte, Fogal-Kataloge oder seines Smart-Buchs.

«Alles, was heute als «trendy» gilt und modern sein will in Bezug auf Fotografie, ist in diesem Buch. Es ist fast peinlich», schreibt Karl Lagerfeld, der ebenfalls mit Achermann zusammenarbeitet, im Vorwort. Als er mitverantwortlich war für *Männer Vogue*, beauftragte er Mario Testino, Herb Ritts, Max Vadukul oder Ellen von Unwerth, die ziemlich unbekannte Fotografen waren; auch Helmut Newton arbeitete mit ihm. Mehr schreibe ich nicht von damals, weil ich keiner sein will, der Geschichten aus den achtziger Jahren erzählt (das ist eine «Now»-, nicht eine «Then»-Spalte).

Ihrem Kolumnisten gefällt der «legendäre Stil» von Beda Achermann, weil er anders ist als seiner (nicht, was Bilder und so weiter angeht). Beda trägt Hosen, die eng anliegen an den Unterschenkeln und dazu so etwas wie Pantoffeln aus Samt oder Wildleder von Belgian Shoes. Er geht gerne in das Restaurant «Morgenstern Da Mario», jedenfalls wenn er

einlädt (das ist in Ordnung, er hat Status Spezialgast, darf in dem kleinen, abgetrennten Zimmer sitzen, in dem es bloss Platz für vier Leute gibt; zudem sagt er am Morgen, was er am Abend aufgestellt bekommen möchte – meistens *cime di rapa*, Stängelkohl, und geräucherte Randen in Olivenöl –, was in meinen Augen recht ist, aber *nothing to write home about*, und er braucht die Rechnung nicht so genau zu prüfen wie Besucher ohne Status Spezialgast). Ausserdem findet er das «Four Seasons» das beste Hotel in Mailand (MvH: «Principe di Savoia»). Wo wir es gleich sehen – «Scott's» ist das Restaurant in London. Gäste an der Buchveranstaltung in Zürich: **Dorothee Vogel** (Modemacherin und Bedas Freundin), **Walter Pfeiffer**, **Hans Feuerer**, **François Berthoud**, **Pascal Morché** (*Männer Vogue*-Texter und Bücherschreiber; ich kannte ihn auch nicht, doch er mich – so kommt man in diese Kolumne).

Für das Konzert von **Bruce Springsteen & The E-Street Band** hatte ich eine VIP-Einladung. Um herauszufinden, ob man wirklich eine VIP ist für den Einladenden (ich war Gast des Ringier-Verlags; das heisst, um genau zu sein, nicht ich, ein Freund war Gast, ich war sein «+1»), fährt man mit dem Wagen dorthin, wo Strassen gesperrt sind wegen des Anlasses, und zeigt die Parkkarte, die man bekommen hat – öffnen Polizisten die Abschränkung, ist man *very important, indeed*. Ich meine, Gästen Sitze im Stadion zu verschaffen, ist eine kleinere Logistikherausforderung als Parkplätze in der Garage des «Crowne Plaza»-Hotels (MvH hatte Reihe 1, Platz 1; sein Saab den Platz neben der Türe zum Lift, ohne Nummer, glaube ich).

Springsteens Musik finde ich richtig gut ohne E-Street Band («Nebraska» oder «The Ghost of Tom Joad»), doch seine Show gefiel mir auch mit beziehungsweise trotz den Begleitern sehr. Wo Ihr Kolumnist Handlungsbedarf erkannte: bei dem/den Saxofonisten. Ginge es nach ihm, würde dieser *part* respektive dieses Instrument fehlen. Denn es sorgt dafür, in seinen Augen, dass einem selbst grosse Lieder («The Rising», «Born to Run») auf die Nerven fallen. Ferner haben Saxofonspieler meistens Hüte auf, wozu es keinen Grund gibt, so sehe ich es.

Die schlechte Nachricht zum Schluss: Nachdem ich in dieser Spalte schrieb, Schweizer *talents* seien irgendwie nicht gut genug, falls sie Blues, Folk/Country, Soul/Funk sowie Rock/Pop versuchen (*Weltwoche* Nr. 26/12 oder www.markvanhuissing.ch), meldete sich einer, der in Deutschland A&R-Manager (Talentsucher bei Plattenfirmen) war mit folgender Nachricht: «Fakt ist, dass hier im Lande [in der Schweiz] eher kopiert wird, als etwas Neues zu entwickeln. Nun, das Rad muss nicht neu erfunden werden, aber Demobänder aus CH landeten sofort im Papierkorb (sorry...). Aus anderen kleineren Ländern wie Norwegen entdeckte ich mehr Neugier und Mut.»

Gesellschaft

Für mich dasselbe

Von Beatrice Schlag — Über die Erfinderin eines unvergesslichen Desserts.

Ich möchte, dass bei meiner Beerdigung alle Trauergäste am Boden zerstört sind», schrieb Nora Ephron kurz vor ihrem Tod Ende Juni. Wer möchte das nicht? Und wer traut sich, das laut zu sagen? Ephrons enger Freund Richard Cohen, Kolumnist der *Washington Post*, sagt, der Wunsch sei ihr erfüllt worden. Und nicht nur von den anwesenden Trauergästen.

Schon Minuten nach der Todesnachricht wimmelte es im Internet von Tweets, Blogs und Facebook-Postings, in denen vor allem Frauen ihre Trauer kundtaten, dass die Journalistin, Drehbuchautorin und Regisseurin so plötzlich verstorben war. Dass sie bereits seit sechs Jahren an einer seltenen Immunschwäche gelitten hatte, wussten nur ihre nächsten Angehörigen. Wenn Nora Ephron in Büchern und Essays von sich redete, dann nur mit einer deftigen Portion Selbstironie.

Ihr berühmtester Satz stammt aus dem Film «When Harry Met Sally» und lautet: «Ich nehme dasselbe wie sie.» Die «sie» war Meg Ryan, die gutgelaunt in ein Stück Kuchen stach, nachdem sie ihrem Freund Billy Crystal in einem Restaurant demonstriert hatte, wie mühelos Frauen einen Orgasmus vortäuschen können. Schwer zu sagen, wie lustig Männer das finden. Die Frauen lachten Tränen, weil fast jede Frau irgendwann im Bett Theater spielt. Nora Ephron hatte nicht nur das Drehbuch verfasst, sondern, wie so oft, auch Regie geführt. Schauspielerinnen verehrten die hoch elegante Regisseurin, weil sie, wie Meryl Streep sagte, «auf dem Filmset auftrat wie auf einer Party, zu der sie eingeladen hatte».

Natürlich sympathisierte sie mit der Frauenbewegung, gehörte aber zu der raren Sorte Feministinnen, die mit Humor das eigene Geschlecht kritisierten. «Die Frauenbewegung schaffte es vielleicht irgendwann, mit dem Durcheinander in der Gesellschaft aufzuräumen», sagte sie einmal, «aber ich weiss nicht, ob sie jemals das Durcheinander in unseren Köpfen ordnen kann.» Zum Thema Männer empfahl die zweimal Geschiedene ihren Geschlechtsgenossinnen: «Heiratet nie einen Mann, von dem Ihr nicht geschieden werden möchtet.»



Der Glanz von Gelbgold

Von Jürg Zbinden

1 — Natürlich goldfarbige Perlen sind in Asien seit Jahren bekannt und begehrt. In Europa konnten sich die tiefgoldenen Naturschönheiten bisher nicht durchsetzen. Zu intensiv wurde ihre Farbe im Kontrast zur eher blassen europäischen Haut wahrgenommen. Nach jahrelangen Bemühungen ist es Perlenzüchtern gelungen, Golden Pearls in einer neuen Farbnuance zu kultivieren: einem hellen, als «Vanilla Overtone» bezeichneten Goldton. Bucherer bietet als erster Juwelier Europas eine grosse Auswahl an Schmuckstücken mit Golden Pearls an. Diese brillantbesetzten Kreolen kosten Fr. 2850.–. Info: www.bucherer.com.

2 — Ring aus der Kollektion «Golden Pearls» für Fr. 21 000.–. Info: www.bucherer.com.

3 — Bracelet aus der «Ancient Fish Collection» von H. Stern in 18 Karat Gelbgold und Noble Gold, besetzt mit 51 Diamanten. Fr. 27 900.–. In der Schweiz exklusiv bei Kurz erhältlich: www.kurz.ch.

4 — Grüne und blumige Noten, Maiglöckchen, Gardenie und Hyazinthe, dominieren im von Anne Flipo kreierten Duft «Lady Million» für Paco Rabanne. Andere Facetten offenbaren Honig und Patschuli. Paco Rabanne, der neben Pierre Cardin und André Courrèges bekannt war für seine Space-Age-Mode, lancierte in den siebziger Jahren die enorm erfolgreiche Fougère-Kreation «Paco Rabanne pour homme». Sein EdT «Lady Million» gibt es ab Mitte Juni im Goldflakon zu 50 ml (Fr. 85.–) oder 80 ml (Fr. 110.–) im Parfümeriefachhandel zu kaufen.

5 — Der Unisex-Duft «Lavender Palm» aus der «Private Blend»-Kollektion Tom Fords beginnt mit einem Duett zweier Arten von Lavendel: Ein Spritzer Lavandin trifft auf die herbe Würze von edlem Lavendel-Absolue. Akzente von Bergamotte und Zitrone verbinden sich mit Muskatellersalbei zu einem beschwingten ersten Eindruck. Vital und lebhaft wirken der Palmenblatt-Akkord und spritzige Aldehyd-Noten. Rosa und weisser Oleander in Kombination mit Limettenblüten fügen eine ätherische Note bei. Vetiver und Zedernholz verleihen eine holzige Nuance, abrundend sorgen Benzoin und Tonkabohnen, umhüllt von Olibanum und grünem Moos, für wohlige Wärme. Der EdT-Spray (50 ml) kostet Fr. 250.–, der EdP-Decanter (250 ml) Fr. 660.–. Bei ausgewählten Tom-Ford-Depositären.



1



2



3



5



4

Konvertitenadepten

Von *Andreas Thiel* — John Maynard Keynes trifft den Papst.
Das ist zwar reine Fiktion, aber das ist der Keynesianismus
ja auch.

Keynes: Angesichts der Dinge, wie sie laufen, überlege ich mir, ob ich nicht doch besser zum Monetarismus konvertieren soll.

Benedikt XVI.: Ich muss gestehen, auch ich bin schon auf den Gedanken gekommen, dass man die katholische Kirche eigentlich mal reformieren könnte.

Keynes: Irgendwie falle ich vom Glauben ab.

Benedikt XVI.: Oh Gott! Nur das nicht! Bedenke, was du sagst, mein Sohn. Nein, halt, das macht eigentlich gar nichts, du bist ja Anglikaner.

Keynes: Ich verliere den Glauben an staatliche Interventionen.

Benedikt XVI.: Kirchenstaatliche Interventionen?

Keynes: Was interveniert denn der Kirchenstaat?

Benedikt XVI.: Ach, das ist leider alles streng geheim und unterliegt vermutlich sogar dem Bank-, äh, dem Beichtgeheimnis. Man könnte beinahe sagen, es ist ein Mysterium.

Keynes: Ein Mysterium ist es mir heute auch, wie ich damals auf meine Theorien gekommen bin.

Benedikt XVI.: Im Grunde dient alles, was die Kirche tut, nur dem Frieden, der Freude und dem Eierkuchen.

Keynes: Das klingt wie eine Definition für den Keynesianismus.

Benedikt XVI.: Verliere nicht die Hoffnung, mein Sohn. Der Staat wird dir deine Schulden schon begleichen.

Keynes: Meinst du?

Benedikt XVI.: Bestimmt. Die Weltbank erteilt dir am Ende die Absolution.

Keynes: Ist denn die Weltbank unfehlbar?

Benedikt XVI.: Zweifle nicht an der allein-seligmachenden Weltbank.

Keynes: Aber die Lage ist verzweifelt. Was soll ich tun?

Benedikt XVI.: Tue Busse und zahle Steuern.

Keynes: Meine makroökonomische Wirtschaftstheorie hat versagt.

Benedikt XVI.: Ach weisst du, Vergebung kann man sich zur Not auch kaufen.

Keynes: Du meinst Ablassbriefe?

Benedikt XVI.: Nein, Euro-Bonds.

Keynes: Und was sollen die bringen?

Benedikt XVI.: Keine Ahnung. Wenn du Glück hast, ein Wunder.

Keynes: Und wenn Friedrich August von

Hayek doch recht hatte? Oder Milton Friedman?

Benedikt XVI.: Diese Ketzler? Hat man die nicht verbrannt?

Keynes: Hayek lag richtig, als er sagte, dass einmal gewährte staatliche Subventionen auf demokratischem Wege nicht mehr rückgängig zu machen sind.

Benedikt XVI.: Dann rette dich in den Schoss der Kirche. Der Vatikan ist noch keine Demokratie.

Keynes: Die Wirtschaft ist zu komplex, als dass sie zentral gesteuert werden kann ...

Benedikt XVI.: Die Hand des Herrn lenkt diese Welt. Und ich leite seine Zentrale.

Keynes: Milton hatte recht. Staatliche Transfers können die Wirtschaft nicht stimulieren.

Benedikt XVI.: Was beschäftigst du dich auch mit so weltlichen Dingen?

Keynes: Jede staatliche Organisation entwickelt ein Eigenleben, bläht sich auf und verbraucht den grössten Teil der Mittel zur Selbsterhaltung.

Benedikt XVI.: Versündige dich nicht gegen deine eigenen Theorien.

Keynes: Was soll ich nur tun?

Benedikt XVI.: Schwöre ab. Das ist immer gut.

Keynes: Wem?

Benedikt XVI.: Keine Ahnung. Dem Mamon vielleicht?

Keynes: Das werde ich tun. Danke, dass du mir die Beichte abgenommen hast.

Benedikt XVI.: Ist gern geschehen, mein Sohn. Gehe jetzt in Friedman, äh, Frieden. Und zur Busse zählst du jeden Abend vor dem Schlafengehen das Einmaleins auf.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Urner Wunder

Von *Peter Rüedi*



Ich weiss, ich weiss: Kein rhetorischer Aufwand reicht aus, den geneigten Leser und Trinker davon zu überzeugen, dass es sich beim Wein dieser Woche nicht um einen Witz handelt. Wir wissen zwar, dass beidseitig der Grenze zwischen den USA und Kanada Weinbau betrieben wird und dass der für kälteresistente Kreuzungen berühmte Valentin Blattner im klimatisch auch nicht gerade privilegierten Kanton Jura an für solche Zonen geeigneten Novitäten herumexperimentiert.

Aber Uri als Weinbaukanton? Was kann, ausser dem Tell, aus Bürglen UR Gutes kommen? Dort bewirtschaftet der Gastwirt Gusti Planzer vom Restaurant «Schützenhaus» einen Rebberg von 55 Aren. Er heisst Hirzenboden, und dass der ein Sonnenhang sei, klingt wie eine Beschwörung – liegt doch unweit daneben der Ort mit dem sprechenden Namen Schattdorf. Wie auch immer, ich machte mich bei Planzers «Schitzähyyssler»-Pinot auf so etwas gefasst wie beim Wein vom Kreuzberg, den ich in meiner Berliner Zeit einmal vorgesetzt bekam. Und erlebte nicht gerade mein blaues, aber doch ein kleines Blauburgunderwunder.

Ich hätte es wissen können. Planzers Wein keltert nämlich Hermann Schwarzenbach in Meilen, und der lässt sich auch im Auftrag nicht der Kuriosität halber auf irgendwelchen Schrott ein. Das Einzige, was an «Bibi's Schitzähyyssler» (Bibi hiess Gustis Vater) nicht stimmt, ist der falsche Genitiv-Apostroph im Namen; doch wer will sich schon von einem orthografischen Schnitzer das Vergnügen an einem so schönen, charakteristischen, blitzsauberen Blauburgunder vermiesen lassen, der, wie der rosé Federweisse, den Planzer auch macht (resp. machen lässt), ohne jeden Exotenbonus auskommt. Natürlich ist dafür, wie für das mediterrane Mikroklima im über dem See gelegenen Bauen, der älteste Urner verantwortlich (der ja auch der älteste Herrschäftler ist): der Föhn. Ein rarer Artikel, der «Schitzähyyssler», versteht sich. Da ist, nach der Qualität, denn auch der Preis erstaunlich.

Bibi's Schitzähyyssler: Urner Blauburgunder aus Bürglen 2010. 13% Fr. 18.50. Federweisser 2011. 13,2% Fr. 18.50. Beide: Gusti Planzer, Restaurant Schützenhaus, Bürglen UR (Tel. 041 870 12 10; gusti.planzer@bluewin.ch)



Auto

Ich bin «Waku Doki»

Toyota will wieder mehr Emotionen auf die Strasse bringen. Der neue GT86 ist dafür ein guter Anfang. Von David Schnapp

Es ist absolut ehrenhaft, Autos zu bauen, die praktisch sind und möglichst wenig Treibstoff verbrauchen. Toyota ist Weltmeister in dieser Disziplin. Ebenso verdienstvoll ist es aber, Autos zu bauen, die in erster Linie Freude am Fahren machen. Toyota-Chef Akio Toyoda dachte wohl so oder so ähnlich, als er – so jedenfalls geht die Legende – den Auftrag gab, die Modellpalette seiner Firma wieder etwas aufregender zu gestalten. Auch wenn Toyota mit Modellen und Techniken glänzt, die Meilensteine der Effizienz und der Fertigungsqualität darstellen, hüpfet einem nicht

gerade das Herz vor Freude und Aufregung, wenn man vor einem Auris Hybrid steht.

Aber Toyota kann auch anders; man erinnerte sich in Japan an die eigene Geschichte, aus der in den sechziger Jahren der S800 hervorging, dann der 2000 GT und schliesslich ab 1970 der Celica. Acht Generationen des massentauglichen Sportwagens mit dem Modellcode AE 86 baute Toyota, das Auto war in der Tokioter Tuning- und Drift-Szene ebenso beliebt wie bei Motorsportfreunden im Aargauer Wynental.

Sportwagen für alle

In Zusammenarbeit mit Subaru entwickelte Toyota also den Celica-Nachfolger, der schlicht-technisch GT86 heisst (im Subaru-Programm als BRZ erhältlich). Ein Vierzylinder-Boxermotor, 200 PS, Hinterradantrieb und die Leichtigkeit von rund 1300 Kilogramm: Das sind die Eckdaten des sportlichen Coupés, das tatsächlich das Herz schneller schlagen lässt, wenn man einsteigt und vor der Einfahrt zu einer Rennstrecke steht. Das Auto ist schön gezeichnet, der Innenraum wirkt funktional und übersichtlich. Der übergrosse Hand-

bremse-Hebel hingegen wirkt in der Schaltzentrale wie ein Fremdkörper aus einer anderen Welt, und etwas lieblos muten einige Schalter und Kunststoffe an. Aber es gibt hier einen kulturellen Konflikt: Asiaten haben andere ästhetische Leitlinien als Europäer.

Das interessiert mich in diesem Moment allerdings nicht mehr, ich habe nur den grossen Drehzahlmesser im Blick. Der rote Bereich beginnt erst bei 7500 Umdrehungen, der relativ kleine Saugmotor dreht also hoch, das macht Freude auf dem Anneau du Rhin, einer bei Schweizern beliebten Rennstrecke im Elsass, wo ich den GT86 teste. Trotzdem sind die Gänge ziemlich kurz ausgelegt, man muss, um Tempo aufzunehmen, oft schalten. Der Toyota liegt satt auf der Strasse, die elektronische Stabilitätskontrolle lässt sich schrittweise etwas lockern, so dass der Wagen mit kontrolliertem Heckzucken um die Kurven zu lenken ist.

Fazit: Der GT86 ist kein «böser Sportwagen», keiner der einem insgeheim nach dem Leben trachtet. Der Motor ist nicht so hochgezüchtet, dass er nur mit aufwendigen elektronischen Sicherheitsmassnahmen im Zaun gehalten werden kann. Der GT86 ist ein Auto, mit dem jeder Freude am Fahren haben kann. «Waku Doki» (Begeisterung, Freude, Leidenschaft) heisst das in der Werbung. Schon nach ein paar Minuten auf dem Rundkurs fühle ich mich schon ziemlich «Waku Doki».

Toyota GT 86 (manuell)

Leistung: 200 PS, Hubraum: 1998 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 226 km/h
Preis: Fr. 41900.–



Achterbahn der Gefühle

Die Immobilienbewirtschafterin Simone Glutz, 32, und der Marketing-Assistent Frank Budweg, 35, heiraten im Spätsommer. Ein Kulturschock hätte beinahe alles verpatzt.

Frank: Wir lernten uns 1994 in Berlin kennen: Wir waren blutjung und richtig ineinander verschossen: die erste Liebe. Wenig später musste Simone in die Schweiz zurückkehren. Wir schrieben uns noch ein paarmal, dann schief die Beziehung ein. In dachte weiterhin sehr oft an sie: sehnsuchtsvoll.

Simone: Und ich dachte in all den Jahren, die folgten: «Bevor ich einmal heirate, muss ich Frank noch einmal sehen.» Die Geschichte war einfach nicht abgeschlossen. Drei Jahre später stand ich vor dem Alpenexpress im Europa-Park in Rust. Plötzlich steht Frank vor mir. Ich, total erfreut: «Hey Frank, so schön, dich zu sehen.» Er: stumm wie ein Fisch.

Frank: Ich hatte sie bereits Minuten zuvor gesehen und konnte nicht glauben, dass es Simone war. Ich nahm ihr Passföteli, das ich immer bei mir trug, aus dem Portemonnaie. Mein Kollege, ein Zahntechniker, inspizierte ihr Lächeln aus der Ferne und befand: «Aufgrund der Zahnstellung muss sie es sein.» Ich war so platt, dass ich eine schlechte Figur abgab und kein Wort rausbrachte. Jahre später suchte ich Simone erneut, fand nur die Adresse ihrer Schwester, schrieb ihr, erhielt die Koordinaten, verlor alles, weil der Computer abstürzte, musste von vorne beginnen. Der langen Rede kurzer Sinn: Seit November 2004 sind wir ein richtiges Paar.

Simone: Die Verliebtheit war die schönste Zeit meines Lebens, ich war extrem glücklich. Dann kamen die schwierigen Jahre. Frank hatte in Berlin unglaublich viele Freunde, einen guten Job, seine Wohnung. Optimistisch, wie er war, dachte er über die möglichen Konsequenzen, die sein Wechsel in die Schweiz mit sich bringen könnte, nicht nach. In der Schweiz denkt man immer: Die Deutschen kommen hierher und sind rundum glücklich. Aber er war überhaupt nicht happy, hatte grosse Schwierigkeiten, sich umzustellen: ein richtiggehender Kulturschock! Das Einfügen und Einleben dauerte jahrelang, und seine Unzufriedenheit belastete die Beziehung sehr. Ich konnte nicht aufgeben und nicht glauben,



«Beinahe filmreif»: Liebespaar Budweg-Glutz.

dass unsere Geschichte nicht funktioniert. Und: Ich wollte meinen alten Frank zurück.

Frank: Der Ortswechsel war heftig. In Berlin lebte ich frei und spontan und ging morgens um 2 Uhr schnell auf eine Currywurst mit einem Kumpel. Das Schnelle und Laute der Grossstadt habe ich geliebt. An meinem neuen Wohnort, im bernischen Lyss, läuft ab 19 Uhr nix mehr. Es dauerte länger als gedacht, bis ich mich akklimatisieren konnte. Meinen Frust liess ich in der Beziehung aus. Obwohl ich Simone sehr liebte, für ihre Grossherzigkeit und ihre Menschlichkeit, konnte ich gegen meine negativen Stimmungen nicht ankämpfen: Das nahm sie verständlicherweise irgendwann auch persönlich.

Simone: Wieso es bei ihm schliesslich klick gemacht hat, können wir auch im Nachhinein nicht mehr sagen. Vielleicht war es der Jobwechsel oder dass Frank nach langer Zeit seine Wohnung in Berlin aufgab. Wie schmerzvoll

die Krisenzeit gewesen ist, wird uns beiden erst jetzt richtig bewusst. Dass er nie nur mit einem Wort erwähnte, zurückgehen zu wollen, und ich absolut nicht glauben konnte, dass unsere wunderbare Liebesgeschichte an äusseren Problemen scheitere, bestärkt uns heute in der Entscheidung zu heiraten.

Frank: Ich kam vom Shoppen nach Hause, in der Tasche den Verlobungsring. Simone fragte, ob ich ihr auch etwas mitgebracht habe. Ich zückte wie in Trance die Schmuckschachtel und überreichte sie ihr wortlos. Super – alles verpatzt. Später kaufte ich einen zweiten Ring, um Simone einen standesgemässen Antrag zu machen. Das war ich unserer beinahe filmreifen Geschichte irgendwie schuldig.

Hochzeitsplanung:
www.weddingconsulting.ch/www.trauzeugen.ch

Protokoll: Franziska K. Müller